

COR

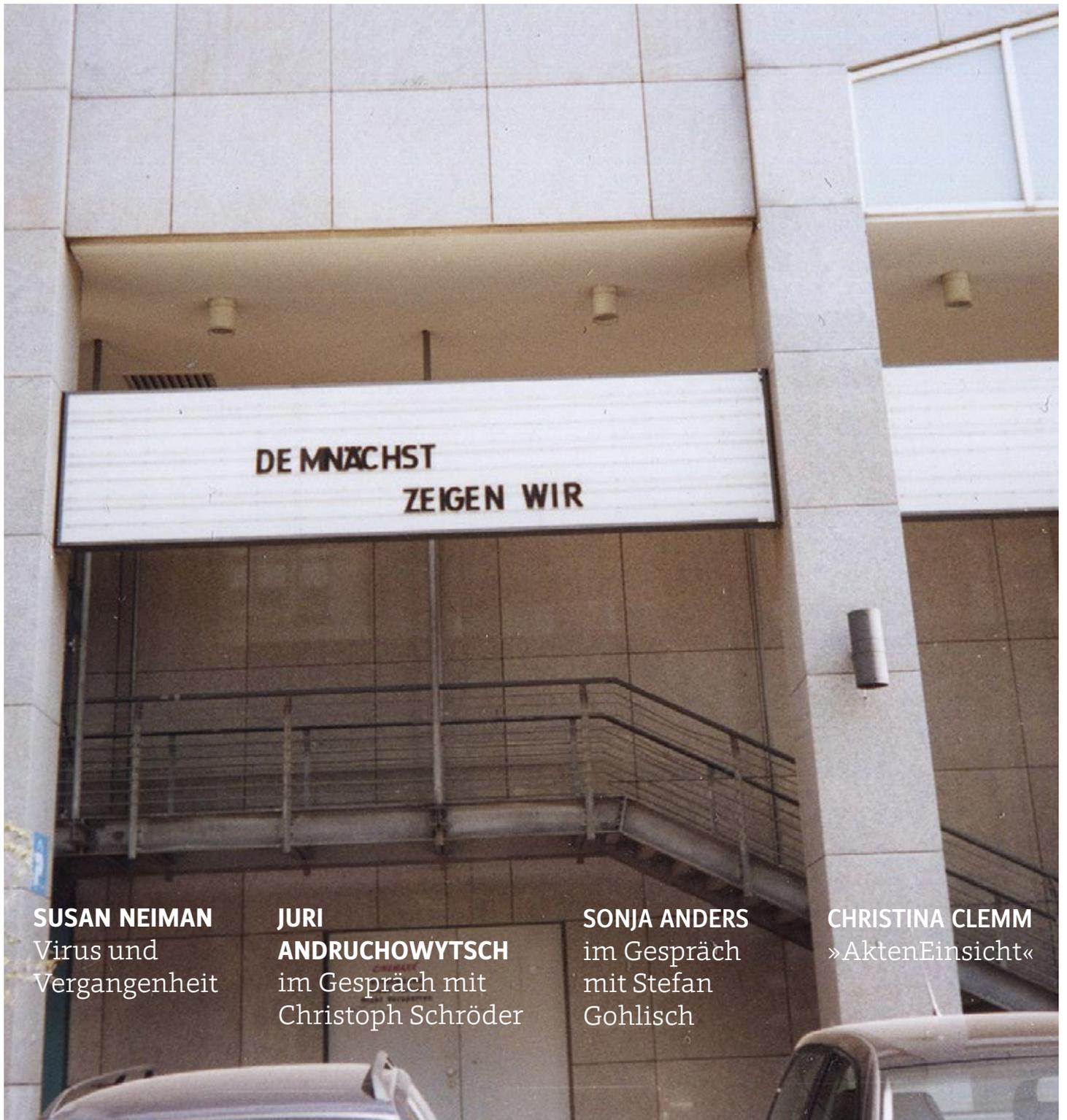
Literarischer
salon

11
102
1004

Leibniz
Universität
Hannover

01

Das Corona-Zwangspausen-Magazin des Literarischen Salons



SUSAN NEIMAN
Virus und
Vergangenheit

**JURI
ANDRUCHOWYTSCH**
im Gespräch mit
Christoph Schröder

SONJA ANDERS
im Gespräch
mit Stefan
Gohlisch

CHRISTINA CLEMM
»AktenEinsicht«

Editorial

Literarischer **salon**

Leibniz Universität Hannover



Rutger Bregman:
»Im Grunde gut«
Di | 10.3.2020

Christina Clemm:
»Akteneinsicht«
Mo | 23.3.2020

Daniel Cohn-Benditz:
»Unter den Stollen
der Strand«
Di | 31.3.2020

**Sonja Anders,
Laura Berman:**
»Intendantinnen«
Mo | 6.4.2020

Juri Andruchowicz:
»Die Lieblinge
der Justiz«
Mo | 20.4.2020

**Eva Berendsen,
Lillemor Kuht:**
»Extrem unbrauchbar«
Mo | 27.4.2020

WG-LESUNG II:
Olivia Wenzel:
»1000 Serpentina Angst«
Do | 30.4.2020

**Fabian Hambüchen,
Gerrit Brandt, Oliver Stoll:**
»Leistungsruck im Sport«
Mo | 4.5.2020

Susan Neiman:
»Von den Deutschen lernen«
Mo | 11.5.2020

**OSIRIS – Die Augen
der Rosetta-Mission**
Mo | 18.5.2020

Deepa Anappara:
»Die Detektive
vom Bhoot-Basar«
Mi | 20.5.2020

Richard Russo:
»Jenseits der
Erwartungen«
Mo | 25.5.2020

WG-LESUNG III:
Jasmin Schreiber:
»Marianengraben«
Do | 11.6.2020*

**Kristo Lazarević,
Danijel Majić:**
»Ballaballa-Balkan«
Mo | 15.6.2020

Benjamin Quaderer:
»Für immer die Alpen«
Mo | 22.6.2020

Annette Pehnt:
»Alles was Sie sehen ist neu«
Mo | 29.6.2020

salon wird unterstützt von: ...

salon

VGW

WV STIFTUNG

SECUS

7 Thalia

apertur

Und nun? Was machen wir denn jetzt? Wo der Frühling sein Absperrband flattern und alle Veranstaltungen ausfallen lässt? Zwangspause zuhause. Corona ist ein Problem und wirft uns auf uns selbst, auf unseren Kern zurück. Aber unser Kern besteht doch darin, irgendwas mit Kultur zu machen. Der Kern ist ungespalten. Das Virus erreicht unser Herz nicht. Ach, schau mal, die ersten drei Buchstaben, »Herz« auf lateinisch.

Vor langer Zeit hat ein Salonist für uns den Slogan geprägt: »Feuilleton zum Anfassen«. Ok. Solange wir uns nicht mehr anfassen dürfen, gehen wir halt den umgekehrten Weg – vom Anfassen zum Feuilleton. Nachrichten vom Zwangspausenhof: Willkommen bei COR, dem Corona-Magazin des Literarischen Salons der Leibniz Universität Hannover. COR will in Zusammenarbeit mit einigen Gästen, die in unser Frühjahrsprogramm kommen sollten, aber nicht durften, Alternativen zu den ausgefallenen Abenden anbieten. So kann man dem einen oder anderen Fastgast übrigens auch ein Ersatz-Honorar zukommen lassen. Außerdem gibt COR dem Salon-Team die Gelegenheit, über Themen und Bücher des aktuellen Programms zu schreiben bzw. sich von ihnen zu eigenen Beiträgen inspirieren zu lassen. Wir haben uns bisweilen auch die Freiheit genommen, unabhängig vom pandemiesabotierten Programm zu denken – auch wenn die Kontexte der CORtexte immer irgendetwas mit der Coronatäne zu tun haben. Jedenfalls ist es mindestens eine Kollateralschadung des Magazins, dass Sie, die Leser:innen,

die Menschen hinter der Salon-Arbeit mal anders kennenlernen.

Übrigens sind wir auch trotz Corona ein bisschen live. Olivia Wenzels WG-Termin fand am 12. Mai per Instagram statt, und der Abend mit Jasmin Schreiber läuft wie geplant am 11. Juni auch über Instagram. Wie es mit unseren Veranstaltungen Ende Juni wird, weiß nur das Virus.

Wir bedanken uns ganz herzlich bei unseren Förderern, insbesondere bei den Stiftungen, die sich in dieser heiklen Situation sehr kreativ und hilfsbereit gezeigt haben. Dass unsere Einnahmesituation in der Ausnahmesituation schwierig ist, können Sie sich denken. Wenn Sie uns auch fördern möchten, würde uns das sehr freuen. Mehr dazu im Impressum.

Wir bedanken uns bei Ihnen, dem Salon-Publikum und den Leser:innen der ersten COR-Ausgabe. Ende Juni wollen wir Ihnen die zweite zeigen. Nicht, dass uns unser spontanes Zwangspausenmagazin – trotz eher widriger Arbeitsumstände – nicht auch Spaß macht. Aber wir hoffen, es ist in Ihrem Sinne, wenn wir es bei zwei Ausgaben belassen können.

Herzliche, symptomfreie Grüße von Ihrem Salon-Team:

Insa Germerott, Greta Hauptmann,
Jens Meyer-Kovač, Joachim Otte,
Mariel Reichard, Matthias Vogel

INHALT



Susan Neiman: Virus und Vergangenheit	SEITE 07
Juri Andruchowytch im Gespräch mit Christoph Schröder	SEITE 11
Matthias Vogel stellt Kate Jenkins vor	SEITE 17
Jens Meyer-Kovač über Fußball und Erinnerung	SEITE 25
Mariel Reichard kommentiert Christina Clemms Buch »AktenEinsicht«	SEITE 31
und das Buch »Extrem unbrauchbar« von Eva Berendsen, Katharina Rhein und Tom David Uhlig	SEITE 33
Greta Hauptmann über ihr »Corontariat«	SEITE 36
Sonja Anders im Gespräch mit Stefan Gohlisch	SEITE 43
Joachim Otte ist der »Tubetester«	SEITE 48
Insa Germerott über Leistungsdruck	SEITE 53
Matthias Vogel blickt auf OSIRIS	SEITE 58
Impressum	SEITE 59

Susan Neiman hätte am 11. 5. bei uns im Gespräch mit Joachim Otte ihr Buch *Von den Deutschen lernen* vorgestellt. Wir danken ihr ganz herzlich, dass sie stattdessen für uns diesen Text geschrieben hat.



VIRUS+ VERGANGENHEIT

Über den Umgang mit Pandemie und Geschichte in Deutschland und den USA

Ein Originalbeitrag für COR VON Susan Neiman

Anfang April fing er an: der Strom der neidischen Emails von Freunden und Kollegen aus Großbritannien und den USA, die Berichte über den Umgang mit der Pandemie in Deutschland gelesen hatten. »Du Glückliche,« hieß es, »wenigstens bist du dort sicher. Nun verstehe ich, was du meintest: Deutschland ist uns wirklich überlegen.« Zwar war ich verunsichert wie jeder Mensch, aber ich war auch dankbar, dass ich in Berlin statt in London oder New York war. Die Politik der Bundeskanzlerin hatte ich oft kritisiert, doch in dieser Krise tritt sie als Vorbild der Vernunft auf, während Donald Trump und Boris Johnson noch schändlicher als sonst wirken.

Großbritannien hat wenigstens den National Health Service. Obamas Gesundheitsreform wurde von Trump weitestgehend ausgehebelt; Millionen von Amerikanern haben überhaupt keine Krankenversicherung. Noch schlimmer: Dort gibt es keine Möglichkeit, sich krankschreiben zu lassen. (Amerikanern, denen ich das deutsche System erkläre, schauen mich an, als ob ich im Paradies lebe.) Was es stattdessen gibt, in glücklicheren Fällen, ist *sick leave*, eine festgeschriebene Zahl von Tagen, an denen man krank sein darf. Meist sind

es fünf, höchstens sind es zehn im Jahr. Ist man öfter krank, darf man unbezahlten Krankenurlaub nehmen – wenn der Arbeitgeber großzügig ist, denn gesetzlich geregelt ist gar nichts. Und selbst diese lächerliche Versorgung des *sick leave* genießen nur 60% der Bevölkerung, meist die, die ohnehin besser bezahlt sind.

Das heißt: 40% der Amerikaner – überwiegend Menschen, die in der Gastronomie oder Reinigung oder Lebensmittelproduktion arbeiten – müssen arbeiten gehen, wenn sie schwerkrank sind, auch als Infektionsträger. Trump, der sich weigerte, bei der Industrie zu intervenieren, als es um die Produktion von Schutzkleidung ging, hat nun die Fleischfabriken zum Nationalgut erklärt, obwohl viele der Arbeiter, die an engen Fließbändern tote Tiere einpacken, schon an Covid-19 gestorben sind. Am Ende hat er sogar angeordnet, dass kein Fleischer, der aus Angst vor der Pandemie die Arbeit verweigert, Arbeitslosengeld erhält.

Doch das war natürlich nicht, was ich im Sinn hatte, als ich mich 2015 entschlossen habe, *Von den Deutschen lernen* zu schreiben – ein Titel, der damals Amerikaner und Deutsche

gleichermaßen provozierte. Für die meisten Amerikaner ist die Gleichsetzung von Deutschen mit Nazis immer noch präsent, und Nazis waren der Inbegriff des Bösen. Im Leben der Amerikaner und der Briten steht die symbolische Bedeutung der Nazis im umgekehrten Verhältnis zu dem, was sie über sie wissen. Erst als Donald Trump anfing, Männer, die Hakenkreuz-Fahnen, Fackeln und Transparente mit Hitler-Zitaten trugen, »sehr feine Leute« zu nennen, haben viele Amerikaner wirklich begriffen, dass Nazis nicht nur ein deutsches Problem sind. Als ich im Herbst 2019 das Buch bei einer langen Lesereise quer durch Amerika vorstellte, nahm kein einziger Amerikaner Anstoß an dem Titel. Im Gegenteil: Sie waren allesamt neugierig, wie die Deutschen es geschafft haben, sich dem Bösen in ihrer Geschichte zu stellen, wohlwissend, dass Amerika erst am Anfang dieses Prozesses steht.

Das verstanden nun aber nicht die Deutschen, die auf den Titel meist mit höflichen Varianten von »die hat wohl nicht alle« reagierten. AfD? Terror in Halle und Hanau? Angesichts dessen klang die These, Deutschland habe eine historische Leistung vorzuzeigen, bestenfalls naiv. Allerdings ist ausgerechnet der deutsche Hang zur Selbstkritik eins der Beispiele, die meine Thesen unterstützen, wenn man sie genau formuliert. »Sind dann die Deutschen Musterschüler in Vergangenheitsaufarbeitung?«, fragte ein Journalist. Überhaupt nicht, musste ich erwidern. Erstens war ihr Verhalten, vor allem in den ersten Jahrzehnten der BRD, alles andere als musterhaft. Aber zweitens – und das lindert z.T. ihre vie-

len und breiten Fehler – könnten sie nie Schüler sein, sondern bestenfalls Lehrer, denn sie mussten den Begriff Vergangenheitsaufarbeitung überhaupt erst erfinden.

Wenn ich behaupte, Deutschlands Vergangenheitsaufarbeitung sei eine historische Leistung, will ich nicht sagen, dass die Leistung gelungen ist, schon gar nicht vollkommen. Doch Deutsche, die ihr Unbehagen in der Erinnerungskultur ausdrücken, sollten nicht vergessen, dass keine Nation der Welt vorher in der Lage gewesen war, ihr Selbstbild vom Opfer zum Täter auch nur teilweise zu wech-

seln. Auch wenn es Jahrzehnte dauerte, bis Richard von Weizsäcker diese banale Erkenntnis ausgesprochen hat – wir haben gelitten, aber andere Völker haben mehr gelitten, schließlich haben wir den Krieg angefangen – ist sie zu einem breiten Konsens geworden.

Zwar war die DDR, die den 8. Mai seit 1950 als Tag der Befreiung feierte, in vielem voraus. Deshalb ist der höhnische westdeutsche Vorwurf vom »verordneten Antifaschismus« in der DDR unsinnig: Hätte der Staat nach 13 Schreckensjahren etwa *nicht* den Antifaschismus verordnen sollen? Ist es nicht gerade das Fehlen jeglicher Verordnung, das heute an den Adenauer-Jahren kritisiert wird? Sicherlich wurde der Antifaschismus, wie jede Staatsdoktrin, staatstragend missbraucht. Es gab angeblich DDR-Bürger, die meinten, ihre Väter hätten mit der Roten Armee gekämpft, während die Faschisten alle im Westen gewesen seien. Die ehemaligen DDR-Bürger, die ich danach gefragt habe, waren skeptisch; sie kannten niemanden, der dieser Täuschung

zum Opfer gefallen war. Aber selbst wenn: Wenigstens war in einem Teil Deutschlands klar, welche Seite der Geschichte die richtige war.

Die Frage, welche Seite des amerikanischen Bürgerkriegs die richtige war, bleibt für viele noch 155 Jahre nach Kriegsende ungeklärt, und nicht nur im Süden. Bei der Prüfung zur US-Einbürgerung wird neben anderen Ereignissen der amerikanischen Geschichte nach der Ursache des Bürgerkriegs gefragt. Es ist die einzige Frage, die zwei Antworten zulässt. Sowohl die These des Nordens – »die Abschaffung der Sklaverei« – wie die These des Südens – »die Selbstbestimmungsrechte der Bundesstaaten« – gelten bundesweit als richtig.

Es fielen mehr amerikanische Soldaten im Bürgerkrieg als in beiden Weltkriegen, Korea und Vietnam zusammen, und Kriegsnarrative bestimmen die Politik noch heute. Das trifft vor allem auf den andauernden Rassismus zu, der Donald Trump ins Amt brachte. Doch sind es auch Kriegsressentiments, die hinter der Ablehnung von Sozialprogrammen stehen: Alles, was aus Washington kommt, ist bis heute (teilweise zu Recht) mit der *reconstruction* in den Jahren nach dem Bürgerkrieg verknüpft. Im nördlichen Michigan, wo bewaffnete Demonstranten gegen den Corona-Lockdown protestieren, schwenken sie die gleichen Konföderationsfahnen wie im südlichen Mississippi. Da und dort kommen auch Hakenkreuze dazu. Schließlich sind die Ideologien im Wesen gleich: White Supremacy gemischt mit hysterischem Antikommunismus.

Nun sind Hakenkreuze in Deutschland verboten, und dennoch haben wir in diesem Jahr zwölf Todesopfer von rechtem Terrorismus zu betrauern. Die habe ich ebenso wenig übersehen wie den Aufstieg der AfD, die angeblich

Gewalt ablehnt und ständig Parolen liefert, die die Gewalt schüren. Es ist kein Zufall, dass ihre Forderung einer Wende in der Geschichtspolitik genauso laut wie ihre Fremdenfeindlichkeit wirkt. Wer, wie Alexander Gauland, den 8. Mai wieder den Tag der Niederlage nennt, hat sich nie von der Nazi-Ideologie getrennt.

Doch die Stimmen, die daraus schließen, dass die deutsche Vergangenheitsaufarbeitung nichts gebracht hat, verkennen die Natur des Fortschritts. Zwar scheinen Hegelianer zu glauben, dass Fortschritt automatisch ist; einmal in Richtung Freiheit und Gerechtigkeit angefangen, schreitet die Weltgeschichte immer fort. Viel sinnvoller ist Kants Begriff des Fortschritts. Er ist zwar möglich, aber liegt in Menschenhänden; so wie unsere Anstrengungen Fortschritte herbeiführen können, ist es genauso möglich, dass wir in Rückschritte verfallen. Es wäre fatal, den Prozess der Vergangenheitsaufarbeitung just in dem Augenblick aufzugeben, in dem er unter Beschuss gerät. Vergangenheitsaufarbeitung ist keine narrensichere Impfung: höchst unwahrscheinlich, dass es der Welt je an Narren mangeln wird. Die Auseinandersetzungen mit der Vergangenheit hat Deutschland vor den schlimmsten Wellen des internationalen Nationalismus bewahrt, die wir in Nachbarstaaten wie Polen, Frankreich oder England gesehen haben. Natürlich ist dies kein Plädoyer dafür, die neue Rechte in Deutschland zu ignorieren, schon gar nicht den rechten Terrorismus. Doch um weiter gegen rechts zu agieren, muss man anerkennen, dass frühere Anstrengungen nicht umsonst waren. Sonst bietet man nur Resignation.

An zwei Punkten muss eine gelungene Auseinandersetzung mit der deutschen Vergangenheit weiterarbeiten. Zuerst muss betont wer-

den, dass Philosemitismus nur anscheinend das Gegenteil des Antisemitismus ist; tatsächlich sind sie zwei Seiten derselben Medaille. Der Rassismus der Nazis hat sich nicht bei den Juden erschöpft. 27 Millionen Sowjetbürger waren auch Opfer des Nazistaates. Ihrer zu gedenken ist überhaupt keine Relativierung des Holocausts, sondern trägt dazu bei, Rassismus in allen Gewändern auch heute zu erkennen, beispielsweise in Hanau oder Zwickau. Der Focus auf den Holocaust führt manchen zu dem Schluss, dass man nur nett zu den Juden sein muss, um mit den Nazi-Jahren zu brechen. Selbst die AfD hat versucht, Juden mit antimuslimischem Gedankengut zu locken, um dem Rassismus der Partei einen Persilschein zu geben.

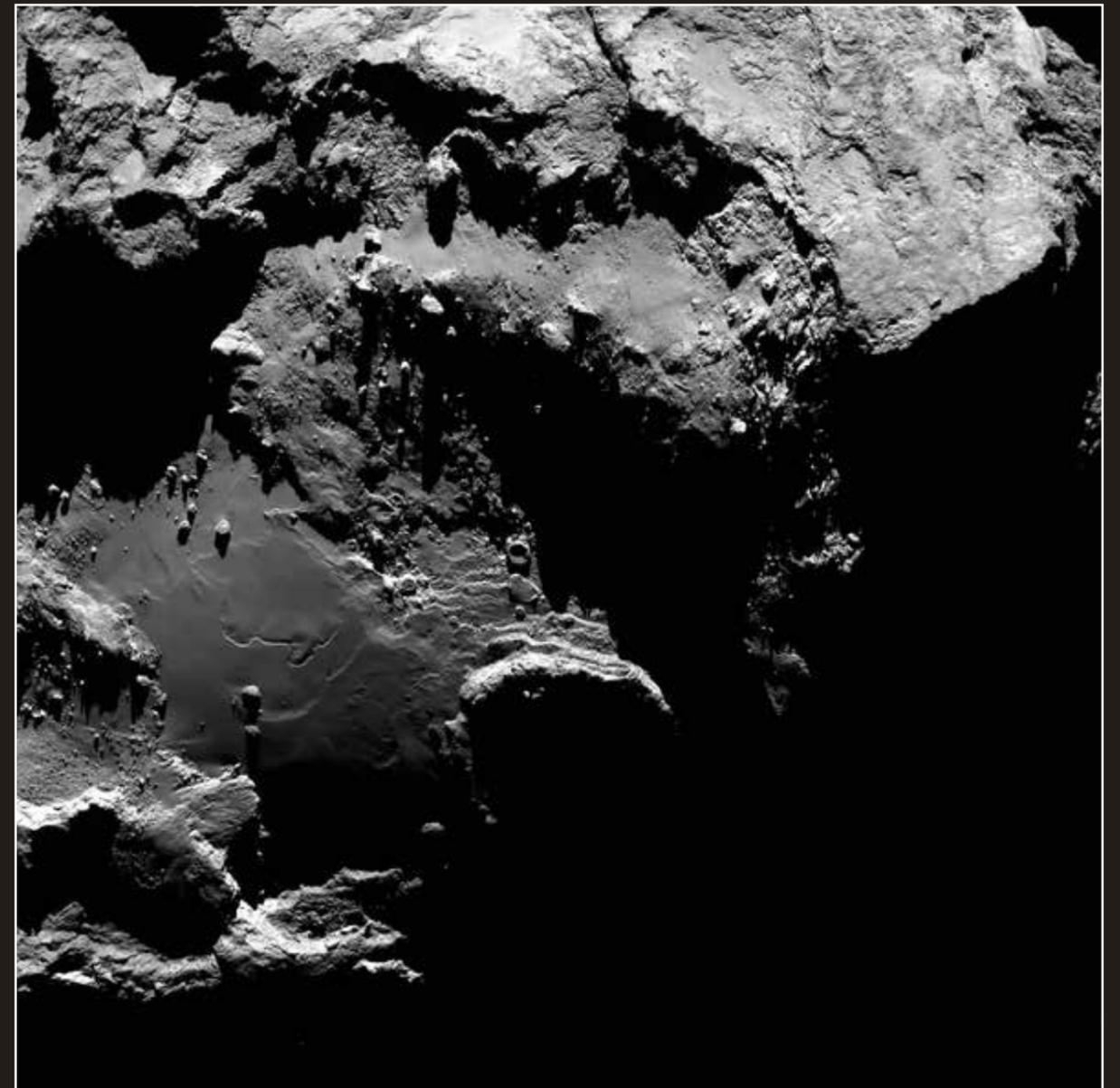
Allerdings hatte der Mord an 14 Millionen slawischen Zivilisten, die Sowjetbürger waren, nicht nur mit Rassismus zu tun, sondern auch mit dem »verordneten Antikommunismus« (siehe Willy Winkler, *Das braune Netz*), der bis heute auch bei vielen Linksintellektuellen aus dem Westen nachwirkt. Ist es die Enttäuschung darüber, dass die DDR das Versprechen ihres Antifaschismus nicht halten konnte, das zur Verachtung jeder Leistung führt? Denn die Zahlen belegen die Leistungen: Im Vergleich zur BRD hat die DDR mehr Nazis

verurteilt, weniger Nazis im Amt belassen, mehr Gedenkstätten gepflegt, mehr Wissen über die Nazizeit im Schulunterricht verlangt. Viele ehemalige DDR-Bürger, die mir im Lauf meiner Arbeit an *Von den Deutschen lernen* Interviews gaben, haben bestätigt: Auch wenn sie fast alles an der DDR kritisierten, fanden sie deren Antifaschismus richtig. Bevor Ost und West nicht ehrlich und sachlich über die Leistungen und Fehlleistungen des Umgangs mit der NS-Zeit diskutieren können, wird es keine vollkommene Vergangenheitsaufarbeitung – aber auch keine vollkommene deutsche Einheit – geben.

Nun kann ich meinen Freunden im Ausland nicht sagen, dass der (Teil-)Erfolg der deutschen Aufarbeitung den Grund für den bisherigen erfolgreichen Umgang mit Coronavirus liefert. Dafür spielt die lange Sozialdemokratische Tradition, die Arbeiter- und Sozialrechte garantiert, eine zu große Rolle. (Amerikanern muss ich erklären, dass Bernie Sanders tatsächlich rechts von Angela Merkel steht, wenn man sein Sozialprogramm genau ansieht.) Doch es kann gut sein, dass der lange Prozess der öffentlichen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit zu einem Grundvertrauen in die Demokratie führte, die derzeit in Amerika und England völlig fehlt.

Susan Neiman, geboren 1955 in Atlanta (Georgia), war Professorin für Philosophie an den Universitäten Yale und Tel Aviv, bevor sie im Jahr 2000 die Leitung des Einstein Forums in Potsdam übernahm. Sie lebt in Berlin.

Susan Neiman:
Von den Deutschen lernen.
Übersetzt aus dem Englischen
von Christiana Goldmann.
Verlag Hanser Berlin
576 Seiten, 28,- €



Es wäre ein schönes Wiedersehen geworden. Dreizehn Jahre nach seinem ersten Besuch im Literarischen Salon hätte er wieder zu uns nach Hannover kommen sollen – Juri Andruchowytch, Autor solch grandioser Romane wie *Zwölf Ringe* oder *Moscoviada*, darüber hinaus Verfasser unzähliger brillanter Essays, in denen große Kenntnis in kluge Literatur verwandelt wird.

Kurz und gut: Mit Juri hätten wir im April zum zweiten Mal nach 2007 den besten Autor der Ukraine zu Gast gehabt. Diesen uneingeschränkten Superlativ mögen Katja Petrowskaja, Ljubko Deresch oder Tanja Maljartschuk verzeihen, genauso wie die beiden Autoren des Buchs mit dem schönen Titel *Unter Brüdern*, also Wladimir und Vitali Klitschko. Ja, alle Genannten kommen ebenfalls aus der Ukraine, und sie sind fantastisch. Aber ganz oben, da steht Juri – jedenfalls in meinem Ranking der literarischen Schwergewichte seines Landes. Ich denke, mindestens zwei Personen würden meine Einschätzung teilen. Bei der ersten Person kann ich sicher sein: bei Christoph Schröder, ehemaliges Jury-Mitglied des Deutschen Buchpreises und versierter Literaturkritiker (SZ, ZEIT, DLF). Christoph sollte die Moderation unseres Abends zu Juris neuem Buch *Die Lieblinge der Justiz* im April übernehmen, weil er bereits im Jahr 2007 mit Juri auf unserer Bühne gegessen und sich dabei als ausgezeichnete

JURI ANDRUCHOWYTSCH im Gespräch mit Christoph Schröder



Andruchowytch-Kenner und -Leser erwiesen hatte. Diesen Hang zur Vielleserei pflegte auch die zweite Person, deren Antwort – würde ich sie heute nach dem besten Autor der Ukraine fragen – dieselbe wäre wie meine. Aber fragen kann ich unseren Kollegen Matthias Nolte nicht. Er lebt seit 2010 nicht mehr.

In den vielen Salonjahren davor hatte uns Matthias nicht nur mit Nachdruck auf Juri Andruchowytch aufmerksam gemacht, sondern zum Beispiel auch auf Ilija Trojanow, Feridun Zaimoglu, Navid Kermani und viele andere Autorinnen und Autoren – lange bevor man sie Jahre später ganz selbstverständlich zu den besten und bekanntesten ihrer Generation zählen würde.

Unsere Veranstaltung mit Juri Andruchowytch aus der Reihe »Atlas der Literaturen« (so hieß sie übrigens schon 2007, danke an die VGH-Stiftung!) können wir leider nicht nachholen. Stattdessen gibt es hier ein Interview, das Christoph Schröder für den Literarischen Salon mit Juri zum Erscheinen seines neuen Buchs für uns geführt hat. Es ist eine gute Idee, dabei auch an die vielen »Lieblinge der Literatur« unseres Kollegen Matthias Nolte zu denken, die seinetwegen den Weg nach Hannover und in die Leibniz Universität gefunden haben.

Herr Andruchowytch, wo sind Sie gerade, wie geht es Ihnen? Und wie ist die Lage in der Ukraine im Hinblick auf das Corona-Virus?

Ich bin leider nicht in Hannover, wo ich eigentlich heute Abend lesen sollte. Bis Mitte März war ich noch für Lesungen mit meinem neuen Buch *Die Lieblinge der Justiz* unterwegs, zuletzt in Polen. Dann kam die Nachricht, dass alle Bahnhöfe und Flughäfen gesperrt werden, und ich musste sehr schnell nach Hause nach Iwano-Frankiwsk. Dort befinde ich mich seit dem 14. März. Die Regelungen in der Ukraine sind ziemlich strikt. In der Nähe unseres Hauses befindet sich ein Park; das Wetter ist sehr schön. Es gibt zwar einige Menschen, die spazieren gehen, aber der Unterschied zum normalen Zustand ist schon gravierend. Im Moment

ist dieses Virus zu uns noch relativ gnädig: Die Zahl der Infizierten in der Ukraine lag heute bei knapp 6000. Aber man spricht hier davon, dass wir eigentlich erst am Anfang sind. Unser Gesundheitssystem ist auf eine derartige Krise nicht vorbereitet. Trotzdem

Die Lieblinge der Justiz

besteht die Hoffnung, dass wir ohne größeren Schaden durch die kommenden Wochen kommen könnten.

Ihr neuer Roman *Die Lieblinge der Justiz* ist am 23. März in der deutschen Übersetzung von Sabine Stöhr bei Suhrkamp erschienen. Was

entgeht Ihnen nun durch das Reise- und Kontaktverbot?

Die Exemplare, die mir der Suhrkamp Verlag in die Ukraine geschickt hat, sind noch nicht angekommen. Ich hatte das gedruckte Buch also noch gar nicht in der Hand. Prinzipiell träumt man als Schriftsteller ja von einer derartigen Situation der Abgeschiedenheit. In meinem Fall ist es allerdings so, dass ich Mitte Februar einen Roman abgeschlossen habe, der sich nun im Lektorat befindet. Normalerweise wäre ich jetzt unterwegs auf Reisen gewesen, um *Die Lieblinge der Justiz* vorzustellen. Dass ich diesen Kontakt mit dem Publikum nun nicht haben kann, das schmerzt sehr. Nun gehe ich an ein Versprechen, das ich meinem Verleger in Kiew gegeben habe: Shakespeares *Hamlet* und *Romeo und Julia* habe ich

für ihn bereits ins Ukrainische übersetzt; nun warte ich auf die englische Originalausgabe von *King Lear*, um diese zu übersetzen. Aber auch die ist noch nicht eingetroffen.

Sprechen wir über *Die Lieblinge der Justiz*. Es ist ein Episodenroman, der, wie der Untertitel sagt, in achteinhalf Kapiteln von Verbrechen oder vermeintlichen Verbrechen erzählt, und zwar vom 17. bis zum 20. Jahrhundert. Was hat Sie auf diese Idee gebracht? Gab es eine erste Geschichte, bei der Sie gemerkt haben, dass sich das Thema ausbauen lässt? Was war der Impuls?

Dieser Roman hat zwei Geburten durchlaufen. Die erste fand sozusagen noch in meinem anderen Leben statt, im Jahr 1990. Damals studierte ich in Moskau für zwei Jahre am Literaturinstitut Maxim Gorki, und ich hatte glücklicherweise seinerzeit viel Raum für abseitige Lektüren. Mir fiel ein 1903 auf Polnisch erschienenenes, mehr als 800 Seiten umfassendes Werk in die Hände, das ungemein akribisch die berühmtesten Fälle der Gerichtsprozesse in der Westukraine im 17. Jahrhundert rekonstruierte. Dort bin ich auf eine Notiz über einen seltsamen Räuber namens Samuel Nemyrytsch gestoßen. Das war unerwartet und inspirierend. Die zweite Inspirationsquelle war eine Sammlung von Jorge Luis Borges mit dem Titel *Universalge-*

schichte der Niedertracht. An einem Tag, an dem meine Kommilitonen einen Ausflug machten, setzte ich mich hin und schrieb die Geschichte auf, die nun auch das Buch eröffnet.

Wie ging es weiter?

Tatsächlich erst 18 Jahre später, im Jahr 2008. In der Zwischenzeit hatte ich vier Romane veröffentlicht. Und dann kam mir die Idee, in Anlehnung an Borges tatsächlich eine Geschichtensammlung der Niedertracht zu entwickeln. Die Erzählungen in *Die Lieblinge der Justiz* sind in der Reihenfolge ihrer Entstehung angeordnet, das heißt, die zweite Erzählung über den KGB-Killer Bohdan Staschynskyi ist jene, die ich 2008 geschrieben habe.

Die zweite Geburt kam dann tatsächlich 2013, als ich vier Geschichten geschrieben hatte. Ein guter Freund von mir, ein ungeheuer belesener Architekt aus Kiew, fragte mich: »Wann kommt Dein neuer Roman?« Das war der Augenblick, in dem mir klar wurde, dass *Die Lieblinge der Justiz* überhaupt ein Roman werden soll. Das bedeutet: Ich wartete nicht mehr darauf, dass diese Protagonisten mit ihren Anekdoten ganz zufällig zu mir kamen, sondern ich begann zu suchen, zu imaginieren, eine Konstruktion zu entwerfen.

Der Roman trägt den Untertitel *Ein parahistorischer Roman*. Wie ist das gemeint?

Welche Bedeutung hat die Recherche und das Studium von Quellen für das Buch?

Mir geht es vor allem um die Formierung einer Opposition zum traditionellen historischen Roman. Ich habe zwar viele Romane dieser Art gelesen, aber das geht nicht mit meinen eigenen literarischen Ansprüchen zusammen. Ich arbeite in diesem Buch auf der Basis historischer Quellen, und mit jeder Episode bin ich tiefer eingestiegen. Gleichzeitig aber ist *Die Lieblinge der Justiz* der Versuch, nicht mit der chronologischen, sondern stärker mit der mythologischen Zeit umzugehen. Darum finden sich darin auch so auffällig viele Anachronismen. Selbstverständlich trugen, um nur ein Beispiel zu nennen, die Henker im 17. Jahrhundert keine feuerfesten Overalls, wenn sie einen Verurteilten anzündeten. Aber: Viele Dinge können immer wieder und wieder und zu jeder Zeit passieren. Mit diesem mythologischen Modell spiele ich. Das Grundthema ist die Gerechtigkeit, und die zeigt sich auch stets auf zwei Ebenen: Einmal ganz konkret als von Menschen gesprochenes Recht, dann aber auch als ein überzeitlicher und höherer Gedanke.

Über das parahistorische Verfahren kommt man auch zu einem der Leitmotive des Romans, und das ist in meinen Augen die Ambivalenz zwischen gefestigten, aktenkun-

digen und öffentlich auch durchgesetzten Urteilen über bestimmte Handlungen auf der einen Seite – und einer neuen Gerechtigkeit, die Sie den Figuren literarisch zuteil werden lassen ...

Ja, das war aber keinesfalls die Aufgabe, die ich mir zuvor gestellt habe. Das kam beim Schreiben. Ich wollte jedem Fall meine persönliche, private Untersuchung zukommen lassen. Die historischen Quellen haben mir geholfen, eine eigene Perspektive zu entwickeln und davon ausgehend eine neue Perspektive auf die Protagonisten zu entwickeln. In vielen Fällen habe ich gemerkt, dass das irdische, menschliche System, das Rechtssystem, nicht ausreicht, um den Fällen und Ereignissen gerecht zu werden. Darum gibt es in beinahe jedem Fall eine geradezu metaphysische Ebene. Eine der ersten Rezensionen in der Ukraine hat im Übrigen sehr klug bemerkt, dass in *Die Lieblinge der Justiz* eigentlich eine lesbische Liebesgeschichte ist: Die Liebesgeschichte zwischen Galizien, das im Ukrainischen feminin ist, und Justitia, der Gerechtigkeit. Das hat mir sehr gefallen. Diese beiden weiblichen Figuren sind größer als alle männlichen, die im Roman vorkommen.

Lassen Sie uns über einige Geschichten sprechen, die mir besonders paradigmatisch für Ihr literarisches Verfahren zu sein scheinen: Die eine ist

jene 2008 entstandene Erzählung über Bohdan Staschynskyi, die Sie bereits angesprochen haben. Dieser Mann war unstrittig ein Mörder. Sie aber erzählen seine Biografie zugleich auch als die eines Menschen, der sich gegen das System wendet, für das er arbeitet. Was hat es mit diesem Mann auf sich?

Staschynskyi war ein Spion und KGB-Agent aus der Westukraine. Als junger Mann, Ende der 1940er-Jahre, wurde er in einem Regionalzug in der Nähe von Lemberg beim Schwarzfahren erwischt. Bei dieser Gelegenheit wurde der KGB auf ihn aufmerksam, der ihn in kurzer Zeit zu einem unglaublich fleißigen, begabten und effizienten Killer ausbildete. Er bekam einen ständigen Dienstort in Deutschland und tötete im Jahr 1959 in München Stepan Bandera, einen nationalistischen ukrainischen Politiker und Partisanen. Bandera stand auf Platz 1 der Todesliste des KGB. Man sieht also: Staschynskyi war ein Top-Mann. Aber er hatte eine private Liebesgeschichte in Deutschland: Staschynskyi lernte Inge Pohl, eine Frisörin, kennen und hatte mit ihr eine Beziehung, was dem KGB überhaupt nicht gefiel, weil es dem konspirativen Charakter seiner Mission widersprach. Die beiden heirateten, der KGB sorgt dafür, dass die beiden die meiste Zeit getrennt sind. Dann stirbt das gemeinsame Kind, und Inge Staschynskyi darf zur Beerdi-

gung reisen; diese Beerdigung nutzen die beiden zur Flucht, und das ausgerechnet in der Nacht vom 12. auf den 13. August 1961, also in jener Nacht, in der die Berliner Mauer gebaut wurde. Im Westen durchläuft Bohdan die üblichen Prozesse, er wird auch zu acht Jahren Gefängnis verurteilt, die er wahrscheinlich nicht voll verbüßt. Danach verliert sich seine Spur in den USA.

Das, was Sie über den Fall erzählen, ist eine Parallelgeschichte zur offiziellen Geschichtsschreibung.

Es gibt Aspekte dieses Falls, die in der Sowjetunion konsequent verschwiegen wurden, selbstverständlich. Als ich dieses Kapitel schrieb, waren sehr viele Quellen, die eigentlich noch in den Archiven hätten lagern müssen, nicht mehr in der Ukraine auffindbar, obwohl sie die Ukraine betrafen. Ich vermute, dass sie unmittelbar vor dem Zusammenbruch der Sowjetunion noch schnell nach Moskau gebracht wurden. Die interessantesten Dokumente sind niemandem zugänglich. Das war also ein ideales Feld für meine Fantasie.

Eine andere Geschichte, die ganz anders funktioniert, aber die erzählerische Bandbreite des Romans illustriert, ist die eines Mannes namens Julius Groth, über den man sogar in den Physiognomischen Fragmenten des Philosophen Johann Caspar

Lavater nachlesen kann, die 1775 erschienen sind. Er wurde gefoltert und als Mörder hingerichtet. Wer war dieser Mann?

Er war ein Söldner im Siebenjährigen Krieg, wurde mehrmals verwundet und war deswegen entstellt. Allein das machte ihn schon verdächtig. Zudem war er ein Leser. Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts war für uns in Galizien besonders einschneidend, weil die Habsburger Monarchie zu uns kam und damit ein Paradigmenwechsel: In eine spätmittelalterlich geprägte Welt kommt plötzlich die Aufklärung. Für den Mann, den ich Julius Groth nenne, kommt sie eben ein paar Jahre zu spät. Es gab diese Figur tatsächlich, aber nicht in Galizien. Sein

richtiger Name war Heinrich Rüttgerodt. Interessanterweise kam er aus Niedersachsen. Auf den Fall hat mich der Jurist und Philosoph Reinhard Merkel dankenswerterweise am Berliner Wissenschaftskolleg aufmerksam gemacht. Mit ihm hat Lavater sich tatsächlich beschäftigt.

Den Abschluss des Romans bildet eine Erzählung aus dem Jahr 1943. In deiner Heimatstadt Iwano-Frankiwsk wurden 27 »Feinde des Dritten Reichs und ukrainische Nationalisten«, wie es hieß, öffentlich hingerichtet. Wie waren die ersten Reaktionen auf die Erzählung?

Ich hatte das Glück, noch mit einigen Zeitzeugen sprechen zu können, die damals selbst-

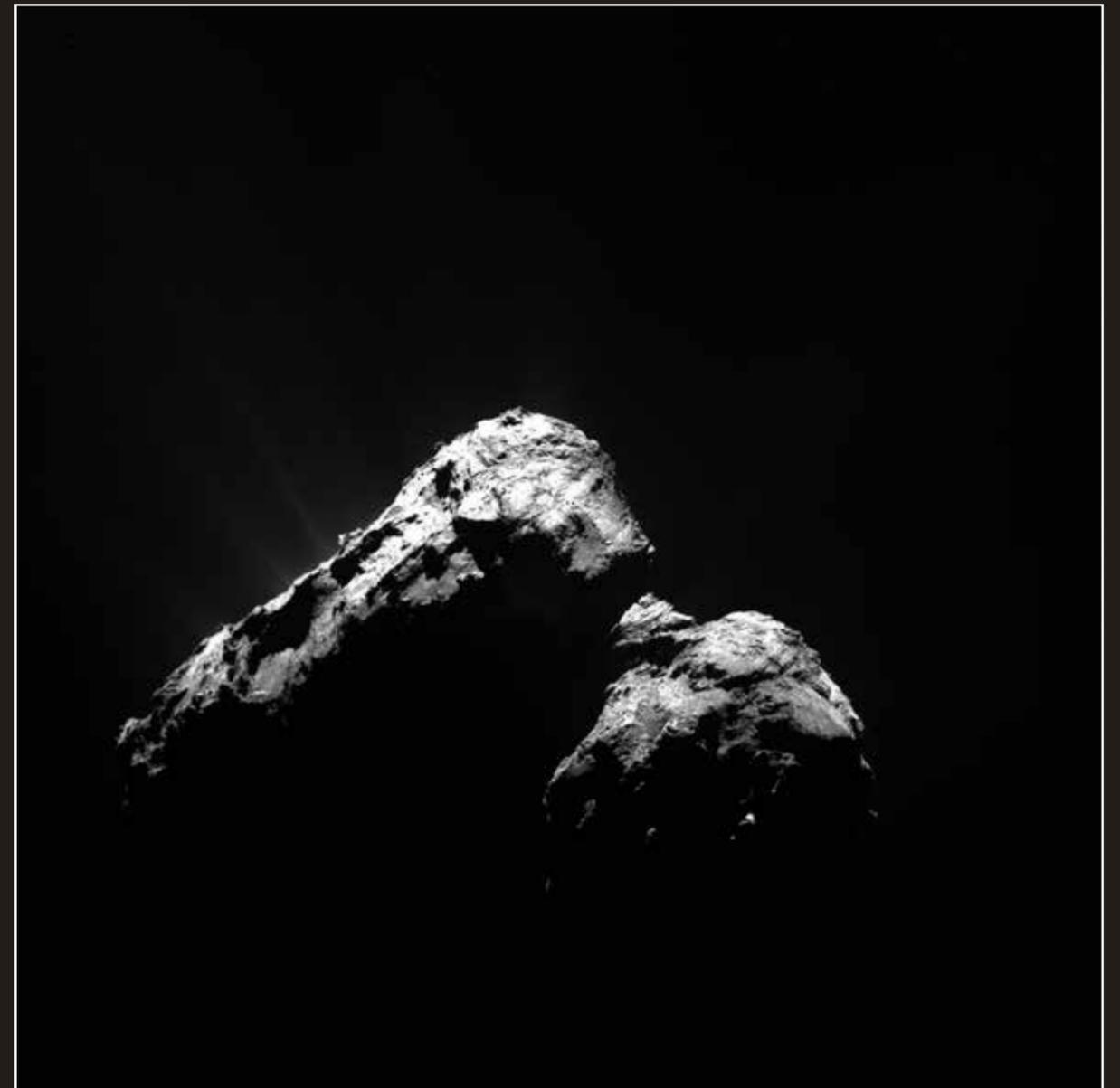
verständlich noch sehr jung waren und die zum Teil auch ihre eigenen Erinnerungen in Zweifel zogen. Das Bild, das sich ergab, war insgesamt sehr widersprüchlich. Nach der Veröffentlichung habe ich einen weiteren Brief erhalten von einem Mann, der wiederum andere Erinnerungen hatte. Man sieht daran, dass es die eine Wahrheit nicht gibt, nicht geben kann, auch wenn die Justiz ein vermeintlich endgültiges Urteil spricht. Das ist der Punkt, an dem die Literatur ansetzen kann.

Herzlichen Dank für das Gespräch!

Interview: Christoph Schröder | Das Gespräch wurde am 20. 4. 2020 via Skype geführt.



Juri Andruchowytsh:
Die Lieblinge der Justiz.
Aus dem Ukrainischen von Sabine Stöhr.
Suhrkamp Verlag,
300 Seiten, 23,- €.





KATE JENKINS: die Frau, die den Hummer machte

VON Matthias Vogel

In Brighton, ganz in der Nähe des Jachthafens, liegt in einem kleinen Gewerbehof das Studio von Kate Jenkins. Leider kann ich mit Google-Streetview nicht näher heran, aber dort, in einem der weißgestrichenen marinerischen Gebäude, ist der Hummer entstanden. Jener Hummer, der als Motiv das Frühjahrs-Programm des Salons ziert. Unter anderen Umständen hätte ich keine weiteren Worte über die Person verloren, die das Motiv gemacht hat. Nun aber bietet sich die Gelegenheit, sie ein wenig vorzustellen.

Kate Jenkins ist studierte Textildesignerin, die schon sehr früh – mit acht Jahren – ihre Leidenschaft fürs Stricken und Häkeln entdeckte. Seitdem hat sie die Nadeln nicht mehr aus der Hand gelegt. Sie

fand schnell heraus, dass sie auch Objekte jenseits von Pulli und Socken stricken kann, was ihr das Tor zu ganz neuen Möglichkeiten eröffnete. Jenkins findet fortan ihr Thema

»Würde ich tatsächlich eine gehäkelte Flasche Ketchup verkaufen?«

in der Interpretation von alltäglichen Dingen und hauptsächlich von Speisen. Die Nähe zur See wird sie sicher zu den zahlreichen Hummern, Tintenfischen, Sardinen und Garnelen angeregt haben, die sich in ihrem Werk finden. Ihre Objekte und Arrangements haben oft einen

feinen Humor: »Was auch immer ich erschaffe, ob es sich um eine Tüte Pommes Frites, eine Dose Sardinen oder eine Schachtel Frösche handelt, ich habe immer viel Wärme und einen Schuss Witz dabei. Vor allem möchte ich, dass meine Arbeit die Menschen zum Lächeln bringt.«

Sie hat Erfolg damit. Die anfängliche Furcht, überhaupt etwas zu verkaufen, ist gewichen. Mittlerweile stellte sie ihre Arbeiten in London, Dublin und New York aus.

Auf den folgenden Seiten sehen Sie eine kleine Auswahl von Kate Jenkins' Arbeiten.

Kate Jenkins im Internet: katejenkinsstudio.co.uk







»Ich benutze Pailletten, um meiner Arbeit diesen kleinen Extraglamour zu geben. Ich mag alles, was glänzt, also boten sich Pailletten ganz selbstverständlich als Teil meiner Arbeit an. Gerade für meine Meeresfrüchte-Arbeiten sind sie ein essentielles Element, das den Stücken mehr Schönheit und Leben verleiht.«







© Mario Klaffen - unsplash

Fußball ist nicht unser Leben, denn König Fußball regiert nicht die Welt – meine Erinnerung aber schon

VON Jens Meyer-Kovac

In den Tagen, als klar wurde, dass Daniel Cohn-Bendit nicht nach Hannover kommen würde, war eine andere Entscheidung bereits gefallen. Der vormalige »Rote Dany« des Pariser Mai 1968 bzw. der spätere Frankfurter Ex-Hausbesitzer und Joscha-Fischer-Kumpan bzw. der dann deutsch-französische grüne EU-Abgeordnete – Daniel Cohn-Bendit also hätte im Literarischen Salon und im Verbund mit NDR Kultur seine Autobiografie *Unter den Stollen der Strand*

Als Daniel Cohn-Bendit nicht in den Literarischen Salon kam und ich erkannte: WMs ordnen das Leben

Nicht das schlechteste Konzept für eine Autobiografie, hatte ich Monate zuvor auf der Frankfurter Buchmesse gedacht, als ich das erste Mal von dem Buch hörte: ein guter Gast für unsere Reihe, die wir mit der Lotto-Sport-

vorstellen sollen. In diesem Buch fungiert der Fußball, so hat es sein Verlag Kiepenheuer & Witsch im Klappentext formuliert, als »Spiegel der Gesellschaft und des Lebens – auch seines eigenen«.

Stiftung verlängert hatten, und ein perfekter Anlass für einen großen Salontermin.

Aber dann kam also kein Cohn-Bendit nach Hannover. Was ebenfalls nicht mehr kommen würde: Fußball. Der war nicht in eine seiner jahreszeitlichen Spielpausen verschwunden oder ausgelagert vom Free TV in diverse kostenpflichtige Übertragungskanäle. Nein, Fußball war weg, richtig weg. Weil er einfach nicht mehr gespielt werden durfte. Ein Virus hatte ihn Mitte März verschwinden lassen, einfach so.

Nicht dass ich auf der Stelle gelitten hätte; mich verbindet mit diesem Sport eine jahrzehntelange On-Off-Liaison. Dazu gleich mehr. Trotzdem, es war klar: Auf lange Sicht wäre ein Leben ohne Fußball natürlich fatal, denn ohne das eine würde dem anderen ein sehr zuverlässiges Ordnungssystem fehlen – eine Zeitstruktur für die Erinnerung, die nach einem ehernen, immergleichen Vierjahresrhythmus funktioniert.

Besonders für mich. Das liegt daran, dass ich bis heute auf jenes klassische, bürgerliche Hilfsmittel verzichtet habe, mit dem man sich

sonst das eigene Leben, das Sein und das Selbst im Nachhinein zu erzählen versucht. Will sagen: Etwas so Eitles wie ein Tagebuch zu führen kam für mich nie wirklich infrage – schon deshalb nicht, weil ich für die inhaltliche und formale Mittelmäßigkeit, die darin zwangsläufig zu finden sein würde, immer zu eitel gewesen bin.

Was ebenfalls nicht mehr kommen würde: Fußball

Stattdessen also: Nachdenken über 1974 und 1978. Ich war neun bzw. dreizehn, und auch ohne diesen Lebensabschnitt in Schriftform festgehalten zu haben, glaube ich

mich zuverlässig an mich zu erinnern: Bei dieser, meiner ersten WM war ich ganz offenbar zu jung, als dass mir hätte klar sein können, wie viel besser und schöner die Mannschaft von Johan Cruyff im Gegensatz zur deutschen spielte. Egal, was ich da in Schwarzweißbildern sah: Ich war für Deutschland und für Sepp Maier! Auch vier Jahre später war ich kaum weiter. Ich fand schlimm, was eigentlich ganz okay gewesen war, nämlich dass der österreichische Krankl Hans ein pomadiges deutsches Team aus einem Turnier geschossen hatte, dessen Gastgeber Chef einer blutigen Militärjunta war, ein lupenreiner Faschist. Trotzdem: Ich musste, fast außer mir

vor ohnmächtiger Wut, mit den Tränen kämpfen. Und das war ein Kampf, den man 1978 und als Junge unbedingt gewinnen musste.

Ich gewann knapp, indem ich vorsichtig prüfte, was ich scheinbar so liebte. Aber konnte das sein, dass ich das liebte? Wenn mir als Pubertist zum Beispiel längst dämmerte, das – mal rein musikalisch gesehen – Fußball selbst in diesen vermeintlich bunten, wilden 70ern das wirklich Allerletzte war? Das war völlig eindeutig, da hatte man als Dreizehnjähriger ausreichend Tanz- und Popmusik-erfahrung, mit Abba, Boney M. oder der irritierenden Sexyness von Jeanettes *Porque te vas*. Auf der Aschenbahn des sogenannten »weiten Runds« dagegen dröhnte »Fußball ist unser Leben, denn König Fußball regiert die Welt«. Ja, derlei brachiale Humptata-Märsche wurden einem damals von marschierenden Blasmusikkapellen dargeboten – und das war keinen Deut besser als der soundsystem-generierte brachiale Humptata-Kirmes-Techno ein Vierteljahrhundert später.

Aber ich will nicht vorgreifen. Ich erinnere die WMs 1982, 1986 und 1990. Allesamt keine Ruhmesblätter – für den Fußball nicht und auch nicht für mich, Cohn-Bendit sei mein Zeuge: »Seit Anfang der 1980er Jahre«, schreibt er, »machte sich in den europäischen Stadien ein ekelerregender Nationalismus breit, der

Brachiale Humptata-Märsche von Blasmusikkapellen

fortan am Fußball klebte«. Es scheint, ein wenig davon klebte auch an mir. Wie sonst hätte ich 1982 den deutsch-österreichischen spielverweigernden Nichtangriffspakt zu Lasten Algeriens nicht als das begreifen können, was er war? Er war eine Schande und keine professionelle Cleverness, wie ich in absoluter Übereinstimmung mit meinen Fußballkumpels pseudo-cool konstatiert hatte. Oder acht Jahre später, beim vermeintlich überragenden Triumph des Trainer-Kaisers Franz B. in Rom: Ich hatte damals mitgejubelt – obwohl ich längst erkannt hatte, was kaum zu übersehen war: Fußball in Deutschland bestand 1990 in der Hauptsache aus Halbfeldflanken mit anschließenden Kopfball- oder Torraum-Stochertoren, aus oberlippenbärtiger Spielzerstörung und einer einzig auf Sieg getrimmten Spielkultur, die sich perfekt mit der gängigen Haarmode ergänzte: Vokuhila! Vorne kurz das Tor machen, dann hinten lang raushauen die Dinger. Oder noch besser: einfach mal aufs Elfmeterschießen warten!

Bei all dem hatte ich mich als klassischer Mitläufer erwiesen, der als mildernden Umstand für sein Mitfeiern bestenfalls das in Deutschland vorherrschende Klima geltend machen konnte: Um 1990 war das latent aggressiv, weil sieges- und wiedervereinigungstrunken. Immerhin: Diese 90er-WM hatte mich geheilt. Eine relativ klare Off-Phase meiner Fußballbeziehungszeit setzte ein, unterstützt nicht

zuletzt auch durch die immer stärker in Erscheinung tretende Hooliganszene. Auch mir gefiel in den 90ern absolut nicht, was unser nicht nach Hannover gekommener Gast »Dany le Rouge« in seiner nicht im Salon vorgestellten Autobiografie als Symptom bezeichnet, nämlich das »einer toxischen Männlichkeit bei Männern zwischen fünfzehn und dreißig Jahren«. Das klingt schlüssig, auch, »dass der Fußball bis oben hin voll Frauenhass ist«, weil dieser hierzu-lande »der Volkssport schlechthin ist und weil – das ist leider Fakt – Frauenhass einer der am weitesten verbreiteten Defekte des Spießbürgers ist«.

Ich gebe es zu: Noch dreißig Jahre später sind solche Sätze Wasser auf die Mühlen meiner damaligen Existenz. Nein, fragwürdige Männerbilder zu durchschauen oder Frauen zu respektieren, dafür verdient niemand einen Orden. Ich fand es in den 90ern aber trotzdem ganz gut, dass mir mit 25 langsam zu gelingen schien, was andere gänzlich für sich ausschließen: die Pubertät dann doch mal zu beenden und sich nicht länger der Erkenntnis zu verschließen, dass Misogynie und Gewalttätigkeit eher weniger einnehmende Charakterzüge sind – jedenfalls dann, wenn es um andere, vielleicht gar auf Dauer und Mehrjährigkeit angelegte Beziehungen geht. Nein, nicht zum Fußball, sondern zu anderen Menschen, zu Frauen zumal. Wie es weiterging? Versöhnlich, wie auch bei Cohn-Bendit, der sich trotz aller Vorbehalte

wieder für den deutschen Fußball erwärmen konnte. Denn der war anders geworden, weil auch das Land anders geworden war. Ja, doch: Wer das Privileg hat, sich mithilfe des Fußballs an ein halbes deutsches Jahrhundert erinnern zu können, der weiß, das es stimmt. Alles ist weniger autoritär geworden, etwas lässiger, elaborierter und verspielter. So wie die Fußballer der Nuller- und Zehner-Jahre – und mit ihnen zwangsläufig auch der Fußball, der gespielt wurde. Sommermärchen 2006? War für hiesige Verhältnisse ein nachgerade mediterranes Festspiel, auch wenn seither die vielen Fahnen nerven. 2010? Brauchte es zum Beispiel keinen sogenannten »Leitwolf« mehr: Dass dem

Team ein Spieler wie Michael Ballack fehlte, war nicht schlimm – aber selbst der war ja ein Supersoftie im Vergleich zu den 90er-Unsympathen Matthäus oder Effenberg. 2014? Fanden die meisten gut. Ich auch. Das Team war so okay wie der Trainer, und also war es auch nicht mehr peinlich, dass »wir« Weltmeister waren.

Wir waren es, und es war gut so.

Was in dieser Phase weniger gut war: Natürlich, der Fußball als völlig groteskes und bizarres Milliarden-geschäft. Aber damit ist er – ja, genau: ein Spiegel unserer Gesellschaft. Und deshalb ist er jetzt ja auch wieder da, wenn auch ohne Live-Publikum. Ich fürchte allerdings, damit gerate vielleicht nicht nur

Immerhin: Die 90er-WM hatte mich geheilt



Jens Meyer-Kovač (54) war 1992 Mitgründer des Literarischen Salons. Nach diversen Stationen – als freier Journalist und Werbetexter, als Marketingmitarbeiter eines Verlags, als fortgebildeter Öffentlichkeitsarbeiter für zwei Staatstheater – kehrte er guter Dinge zum Salon zurück. Weil er dort nämlich feststellte, dass er hier im Team a) journalistisch so arbeiten kann, wie er möchte, dass er b) Art und Weise der Werbung selbst festlegen kann, dass er c) im Büro nicht mehr für den Umsatz eines Verlags telefoniert, sondern mit vielen Verlagen über Bücher, Themen und Autor*innen und dass sich d) für Letzteres auf einer Bühne in der Leibniz Universität jede Menge Öffentlichkeit schaffen lässt.

ich in eine neue Off-Phase der Beziehung, von der unklar ist, wie lange sie anhalten wird. Denn der Spiegel zeigt ein Zerrbild: Hier rollt ein Ball, weil er muss. Denn er ist systemrelevant – nicht nur für das System Fußball, sondern stellvertretend gleich für alles andere, für das Große und das Ganze. Was mich an einem Moment vor knapp 20 Jahren erinnert, genauer an eines dieser später legendär gewordenen Fußballzitate.

2001, das war das Jahr vor einer merkwürdigen WM, die zwischen dem alten deutschen Rumpelfußball der 90er und dem neuen der späteren Jahre changierte. »Weitermachen! Immer weiter!« schrie Oliver Kahn ein Jahr vor diesem Turnier im fernen Asien, es war im Mai beim Saisonende der Spielzeit 2000/2001. Kahns Team sollte – gegen jede Wahrscheinlichkeit und in den allerletzten Spielsekunden – dem FC Schalke doch noch die Meisterschaft stehen. Und das gelang, unfassbar!

Damals hatte ich Verdacht geschöpft: Der getriebene Wahnwitz, der diesem sogenannten Torwarttitan da aus den testosterongeweite-

ten Augen blitzte: Konnte das womöglich derselbe Irrsinn sein, der nicht nur das Fußball-Business antrieb, sondern – von wegen Spiegel – die komplette kapitalistische Weltwirtschaft und damit die ganze Welt?

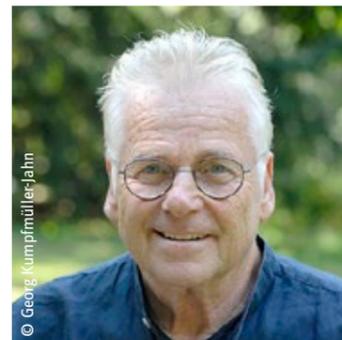
Heute, nach gerade ein paar Wochen virusbedingtem Produktionsstopp, wissen wir: Kahn hatte Recht, und alles stimmt – Stillstand ist

der Tod! Im Angesicht einer weltweiten Pandemie nicht für die Menschen, ganz im Gegenteil. Als Gegenmaßnahme zur Pandemie rettet der Stillstand Leben. Aber: Er ist der unbedingte Tod des Kapitalis-

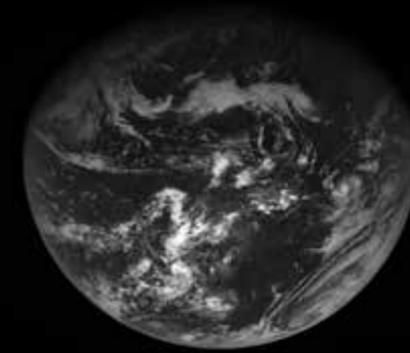
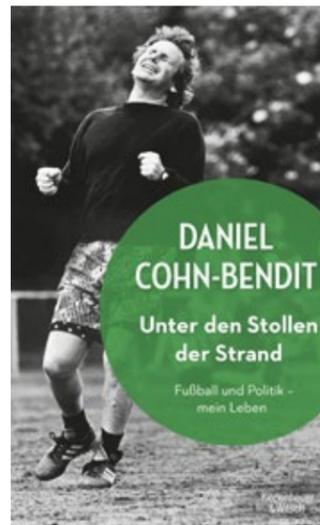
mus. Und jedes Innehalten – »Wollen wir denn eigentlich ernsthaft so weitermachen?« – bringt das unerschütterliche Vertrauen in die eigene, so folgenrichtige Grandiosität ins Wanken. Die fühlt sich zwar nicht mehr so richtig gut an, aber egal: Sie ist Voraussetzung für den Sieg, wie auch immer der aussehen mag.

Und ich hatte gedacht, wir wären schon viel, viel weiter.

»Weiter- machen! Immer weiter!«



Daniel Cohn-Bendit:
Unter den Stollen der Strand.
Übersetzt von Frank Sievers
Verlag Kiepenheuer & Witsch
272 Seiten, 22,- €



Viel hatten wir in diesem Frühjahr im Salon vor. Wenig konnten wir umsetzen. Fand der erste Abend mit Rutger Bregman noch wie gewohnt statt, hieß es danach schon: Vorhang zu und Licht aus. Leere Bühne. Dabei hätten so viele herausragende Menschen auf ihr gestanden und den Raum mit Geschichten, Ideen und Vorstellungen gefüllt. Zwei Themen möchte ich deswegen hier vorstellen. Genau genommen zwei Bücher, die mir Anlass gaben, die Autorinnen in den Salon einzuladen, weil sie mich mit ihren Worten berührt und schockiert haben. Und weil sie Themen ansprechen, über die viele lieber schweigen würden.

»AKTENEINSICHT«

VON Mariel Reichard

Gewalt gegen Frauen ist nach wie vor ein unterschätztes strukturelles Gesellschaftsproblem

In Deutschland ist jede dritte Frau von physischer und/oder sexualisierter Gewalt betroffen. Jede dieser Frauen hat ihre eigene Geschichte, doch die wenigsten Fälle bekommen die Aufmerksamkeit, die sie verdienen. In ihrem Buch *AktenEinsicht*.

Geschichten von Frauen und Gewalt macht Christina Clemm diese Geschichten sichtbar und zeigt, womit Frauen tagtäglich zu kämpfen haben. Sie ist Strafverteidigerin und Nebenklagevertreterin von Opfern sexualisierter und rassistisch motivierter Gewalt. Außerdem war sie Mitglied der Expertenkommission zur Reform des Sexualstrafrechts des Bundesministeriums der Justiz und für Verbraucherschutz.

Christina Clemm kennt die strukturellen Probleme dieser Gesellschaft genauso wie die strukturellen Probleme von Polizei und Justiz. In mehreren fiktiven, aber an realen Personen und Ereignissen orientierten Kurzgeschichten verarbeitet sie, was sie in unzähligen Fällen erfahren hat. Ihre Motivation: »gesamtgemeinschaftlich das Massenphänomen der geschlechtsspezifischen Gewalt gegen Frauen zu bekämpfen«.

»In Deutschland gab es laut polizeilicher Kriminalstatistik im Jahr 2018 114.393 weibliche Opfer von vollendeten und versuchten Delikten sogenannter Partnerschaftsgewalt. [...] 33 Prozent der befragten Frauen in Europa haben seit ihrem 15. Lebensjahr körperliche oder seelische Gewalt erfahren. Die Dunkelfeldforschung geht von einem sehr hohen Dunkelfeld aus, also von zahlreichen Taten, die nicht angezeigt werden.«

An den Geschichten von Claudia S., Eva H. oder Iryna R. zeigt Clemm, dass die größte Gefahr für Frauen nicht von Schattengestalten ausgeht, die ihnen nachts auf der Straße auflauern, sondern in erster Linie von ihren Partnern. Diese extreme Form von Gewalt

wird von Medien oft und gerne als »Beziehungsdrama« bezeichnet, doch verkennt dieser Begriff, wie tief sexuelle Gewalt in unserer Gesellschaft verankert ist. Jeden dritten Tag wird in Deutschland eine Frau von ihrem Partner oder Ex-Partner getötet, jeden Tag versucht es einer. Diese Männer sind die größte und tödlichste Gefahr für Frauen – statistisch sind sie für Frauen gefährlicher als Krebserkrankungen oder Verkehrsunfälle.

»Ganz ruhig und langsam zieht Rico das große Küchenmesser aus seiner Jacke. Es kümmert ihn nicht, dass nur etwa drei Meter entfernt mehrere Personen an der Bushaltestelle stehen und den Streit beobachten. Dreimal sticht er auf Alina S. ein – von hinten. Sie hat sich nicht umgedreht. Sie ist einfach zu Boden gesunken. Geräuschlos.«

Trotz der unglaublich hohen Zahl an Gewaltdelikten gegen Frauen zeigen nur etwa acht Prozent der Opfer diese bei der Polizei an. Am Beispiel von Marcella E. oder Mia P. erläutert Clemm einige der Gründe dafür. Polizei und Justiz sind beispielsweise, entgegen der Erwartungen, ein großer Teil des Problems. So gilt vor Gericht oft die Grundannahme, dass Polizisten nicht lügen (obwohl Polizeigewalt in Deutschland an der Tagesordnung ist¹, während die weiblichen Opfer oft mit dem Mythos der rachsüchtigen Frau

zu kämpfen haben und ihnen selten Glauben geschenkt wird. Gerichtsprozesse oder polizeiliche Verhöre verstärken in vielen Fällen die Traumatisierung der Opfer von sexueller Gewalt.

»Die Regel ist, dass anzeigen den Frauen nicht geglaubt wird, dass sie einen Spießrutenlauf vor sich haben und die Wahrscheinlichkeit, dass sie am Ende eines Verfahrens ein weiteres Mal Missachtung erfahren haben, leider größer ist, als dass am Ende ein Vergewaltiger angemessen bestraft wird.«

Um ehrlich zu sein: Christina Clemms Buch zu lesen, ist eine Qual. Allerdings nicht, weil es schlecht geschrieben ist. Clemm variiert zwischen Geschichten über einzelne Frauen und sachlichen Einschüben, die bestimmte Prozesse näher erklären und das

Individuelle mit dem Strukturellen verknüpfen. Doch von Gewalterfahrungen zu lesen, tut weh und ist heftig. Gerade deswegen ist es gut, dass Christina Clemm in *AktenEinsicht* nachdrücklich zeigt: Sexuelle Gewalt ist nichts, wovor wir die Augen verschließen dürfen. Wie eingangs erwähnt: Jede dritte Frau in Deutschland ist bereits Opfer von sexueller oder körperlicher Gewalt geworden. Mit anderen Worten: Jede und jeder von uns kennt mit großer Wahrscheinlichkeit eine dieser Frauen. Christina Clemm bricht das Schweigen und thematisiert, was immer noch viel zu wenig Beachtung findet. Wir alle können das ändern. Clemms Buch zu lesen, ist ein erster Schritt.

¹ etwa zu sehen bei der [Tagesschau](#)



Christina Clemm: *AktenEinsicht*. Verlag Antje Kunstmann 206 Seiten, 20,- €



»EXTREM UNBRAUCHBAR«

VON Mariel Reichard

Warum wir das Hufeisen dringend an den Nagel hängen sollten

In dem Essayband *Extrem unbrauchbar* hat sich eine Vielzahl von Autor*innen der Extremismustheorie angenommen, um sie gründlich auseinanderzupflücken. Es geht um die Ursprünge der Theorie, ihre Verfechter*innen, ihre institutionelle Anwendung und um den Mythos einer gesellschaftlichen Mitte. Was uns heute als gegeben erscheint (man betrachte nur einmal die Sitzordnung in den meisten deutschen Parlamenten), ist die Folge eines Geschichtsrevisionismus, der sich in der Nachkriegszeit herausbildete. Tendenziell wurden Nationalsozialismus und Kommunismus auf eine Ebene gestellt. Verwies jemand auf die NS-Verbrechen, verwies ein anderer auf die Verbrechen der

Sowjetunion. Das Ende des Nationalsozialismus führte keineswegs zum Ersterben des Antikommunismus der NS-Ideologie, stattdessen bildete sich in vielen Köpfen das Selbstverständnis: »Wer Antikommunist ist, ist Demokrat. Und wer Demokrat ist, kann kein Nazi sein.«

Aus diesen Zusammenhängen entstand letztlich die Extremismustheorie von Eckhard Jesse und Uwe Backes: Außen die extremen Ränder und da-

zwischen die gemäßigte und vernünftige Mitte – das Hufeisen. Backes und Jesse sind zwei Politikwissenschaftler, die nicht nur die Auseinandersetzung mit den rassistischen und antisemitischen Einstellungen der deutschen Gesellschaft für überflüssig hielten, sondern zusammen mit Rainer Zitelmann 1990 den »Veldensteiner Kreis zur Geschichte und Gegenwart von Extremismus und Demokratie« gründeten. Benannt ist dieser Zirkel nach einer Burg, die einst Wohnsitz von Hermann Göring war.

Erschreckend genug, dass die Theorie seit Mitte der 1970er Jahre Eingang in die deutschen Sicherheitsbehörden gefunden hat. Dort steht der Rechtsextremismus auf einer

Stufe mit Islamismus und Linksextremismus – ein symmetrisches Bild der drei Gefahren, das sich vor allem der Verfassungsschutz zu eigen gemacht hat. Doch das Bild beginnt zu bröckeln, wenn man näher hinschaut: Über 200 Todesopfer rechter Gewalt zählt die Amadeu Antonio Stiftung seit 1990, und die »Mitte« ist keinesfalls so harmlos, wie man sie gern hätte:

»Zur Mitte zählt sich heute auch, wer brennende Geflüchtetenunterkünfte rechtfertigt, wer ein brutales Grenzregime unterstützt, das täglich Menschen ertrinken lässt oder jeden sozialchauvinistischen Tritt nach unten mit einem Nicken quittiert.«

... heißt es in dem Buch. Manche*r mag jetzt empört mit dem Kopf schütteln, spricht

doch selbst ein Robert Habeck von einer Mitte der Gesellschaft, die er reanimieren will. Doch hier liegt der Kern des Problems: Knallharte Nazis bezeichnen sich ebenso als Teil einer gesellschaftlichen Mitte wie Habeck. Viele Medien benutzen den Begriff, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, was er eigentlich bedeutet. Die Mitte ist alles und damit nichts. Sie war schon immer ein theoretisches Konstrukt, aber selten hat man so deutlich wie heute ihr Scheitern in der Praxis erlebt. Die Aufteilung der politischen Gemengelage in eine Mitte und zwei extreme Ränder funktioniert nicht.

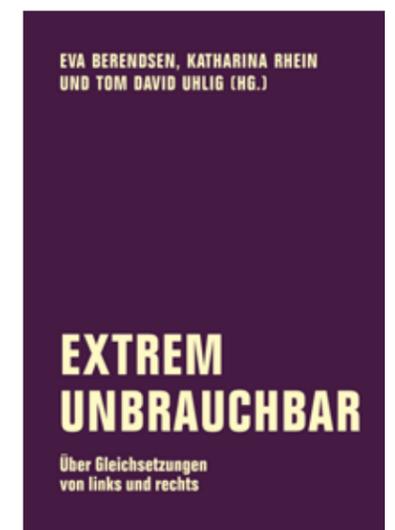
Wenn es extrem ist, Menschen aus dem Mittelmeer retten zu wollen und sich öffentlich gegen Rassismus zu positionieren, wie zum Beispiel Walter

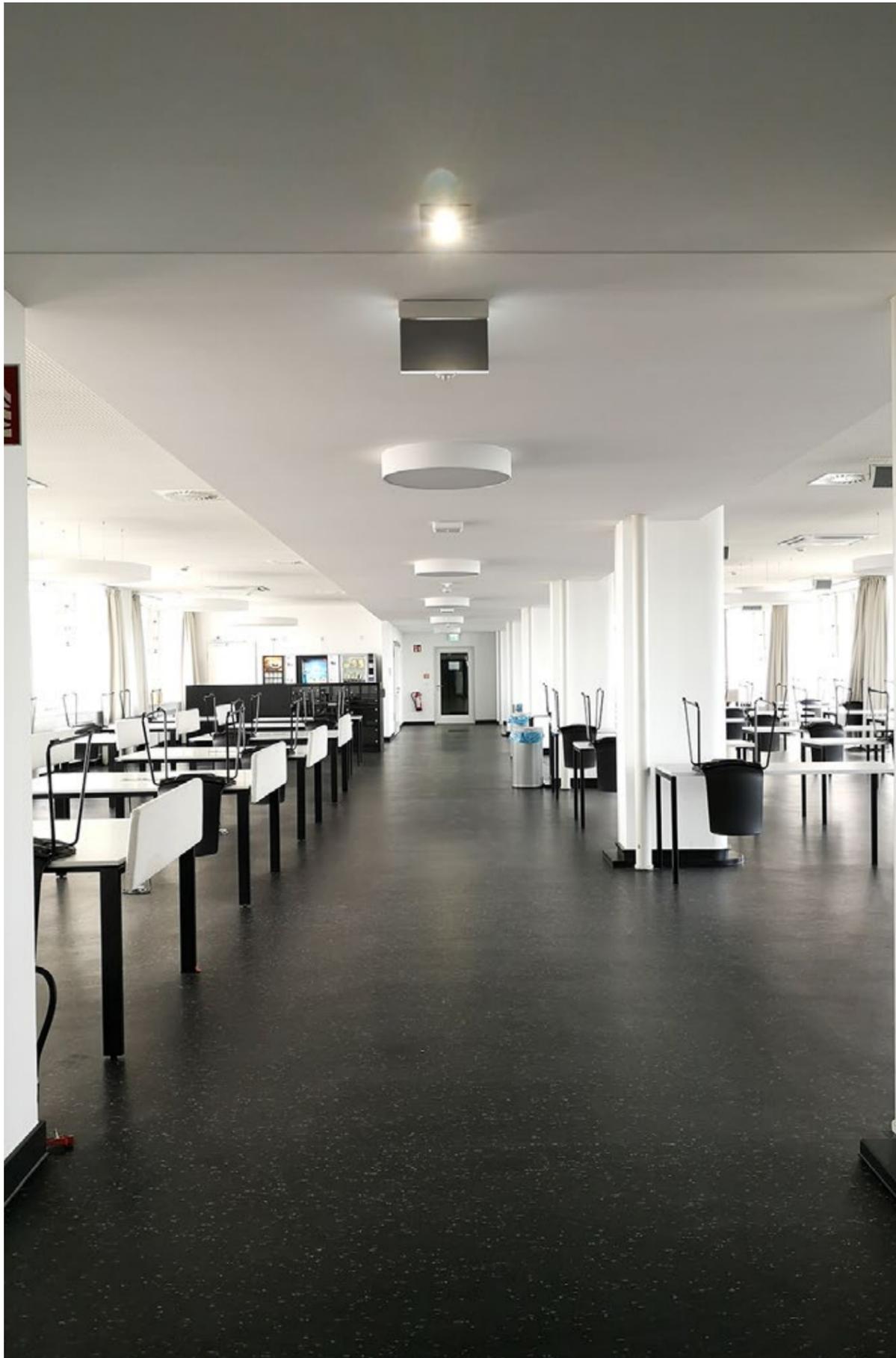
Lübcke es getan hat, dann ist etwas verkehrt in dieser Gesellschaft. Was es braucht, ist ein emanzipatorisches Demokratieverständnis, in der die Demokratie als ein Prozess verstanden und immer wieder erkämpft und verteidigt werden muss. Neben vielen anderen Aspekten thematisieren die Autor*innen von *Extrem unbrauchbar*, wie das funktionieren kann – und machen dabei schmerzhaft klar, warum das Hufeisen ein für allemal an den Nagel gehängt werden muss.



Mariel Reichard (22) kam als Volontärin zum Salon und ist mittlerweile Teil der Programmleitung. Sie studiert nebenbei den Master Neuere Deutsche Literaturwissenschaft und ärgert sich oft über bestehende politische Verhältnisse, die sie dann im Salon thematisiert.

Eva Berendsen,
Katharina Rhein, Tom David Uhlig:
Extrem unbrauchbar.
Verbrecher Verlag
304 Seiten, 19,- €





Das Corontariat der Hölle

Wie die Pandemie mein
Salon-Volontariat sabotiert

TEXT UND FOTOS VON Greta Hauptmann

Das dritte Fachsemester neigt sich dem Ende entgegen: Alle Prüfungsleistungen sind erbracht, Scheine und Anrechnungen ausgefüllt. Die Semesterzeiten weichen im Ausland von denen der Leibniz Universität ab; mein gerade hinter mir liegendes Auslandssemester hat mir also etwas Extrazeit, aber vor allem den Luxus verschafft, bereits jetzt scheinfrei zu sein. Wie praktisch, dass im Literarischen Salon genau zu diesem Zeitpunkt das studienbegleitende Volontariat ausgeschrieben wurde. Kurzes Zögern, ob sich das mit der demnächst anstehenden Masterarbeit kombinieren lässt. Kollektives Beratschlagen mit

Freunden in der Kneipe. Völlig zu Unrecht alles zig-mal überdenken, nur um dann doch entschlossen die Bewerbung abzuschicken. Denn schlussendlich stand doch fest: Ich habe wahnsinnige Lust auf das, was der Salon verspricht und will nicht nur persönlich weiter wachsen, sondern meine eigenen, über die Jahre gesammelten Kompetenzen beweisen. Im nächsten Schritt hieß es dann, sich bei den potentiell zukünftigen Kolleg:innen vorzustellen, sich nach bester Bewerbungsgesprächsart zu präsentieren und Eindruck zu hinterlassen. Das scheint hinreichend gelungen zu sein – sonst würde es diesen Text nicht geben.

Der Start des Frühjahrsprogramms stand kurz bevor. In der abschließenden Redaktionssitzung, die zwischendurch ein bisschen was von Schullandheim hatte, konnte man sich langsam kennen lernen. Vor allem erhielt ich erste Einblicke in die Planungsarbeit. Alle Meinungen waren gefragt, ein letzter Schliff den Programmtexten verpasst – die Vorfreude stieg. Programme wurden gedruckt, hundertfach eingetütet und verschickt. Hätte mir da jemand gesagt, dass schon wenige Wochen später das Leben ein komplett Anderes sein wird, weil wir in eine globale Pandemie rutschen – ich hätte es kaum für möglich gehalten. Doch gleich meine erste, ›richtige‹ Arbeitswoche sollte direkt mit Krisenmanagement starten. Als schon am ersten Tag die Nachricht von der Absage der Leipziger Buchmesse kam, waren zwei Kolleg:innen im Urlaub, das Büro lag allein in meinen – zwar souveränen, aber zugegebenermaßen doch noch unwissenden – Händen. Nun galt es umzuplanen, zu stornieren, Lösungen für die verlorenen Messeterminale zu finden. Auf die Enttäuschung im Kollegium folgte ein: »Auf nach Frankfurt!« Nur: Wird die Frankfurter Buchmesse im Oktober überhaupt stattfinden können?!

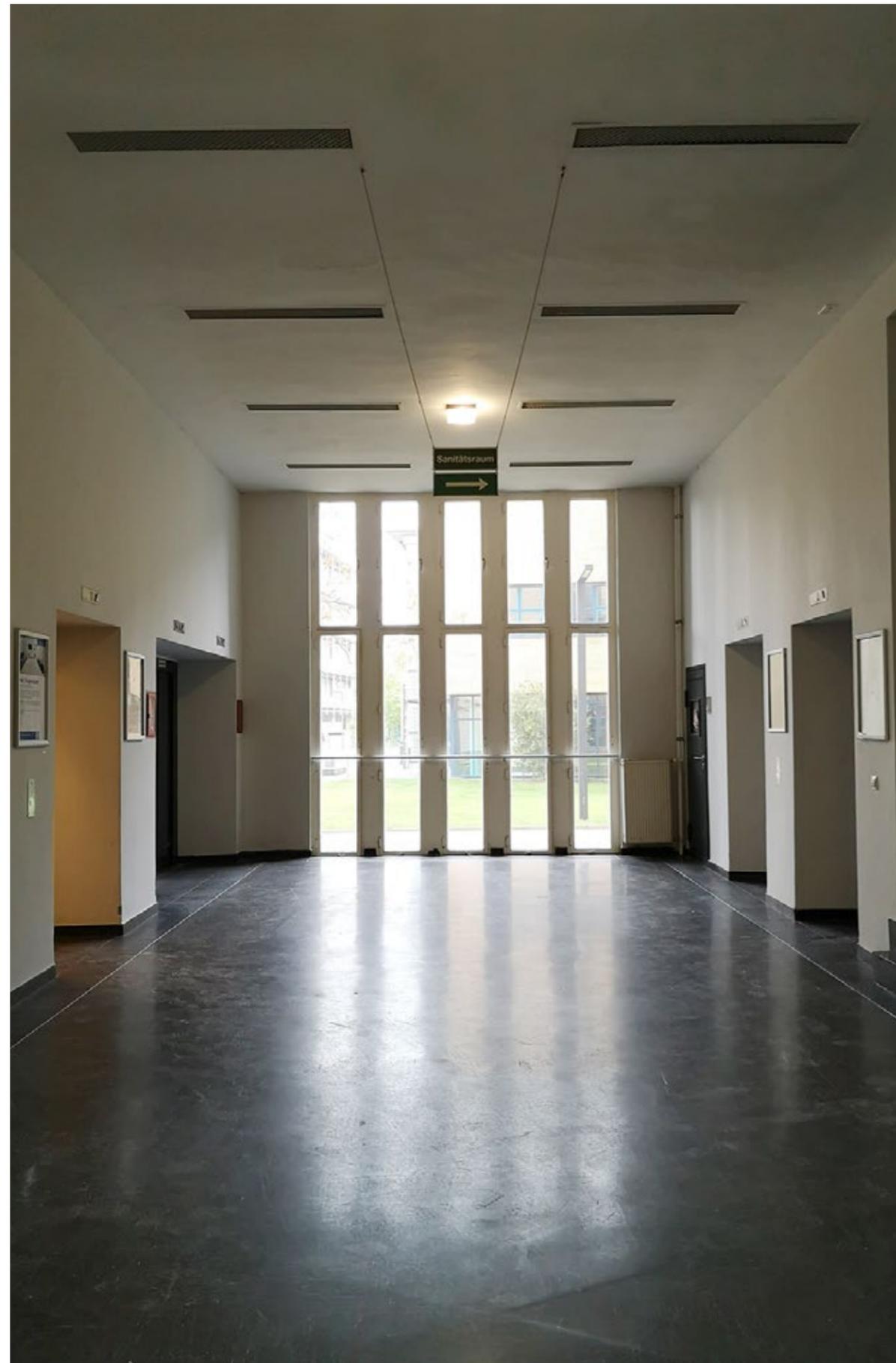
Als Kontaktbeschränkungen, Schul- oder Geschäftsschließungen noch nicht im Raum standen, erwartete der Salon seinen ersten Veran-



staltungsabend im Programm mit Rutger Bregman. Helfer:innen trafen ein, letzte Vorkehrungen wurden getroffen und Aufgaben verteilt. Zwischenzeitig glich das Büro einem Taubenschlag, großes Gewusel, alle voller Tatendrang – genauso, wie ich es erwartet und erhofft hatte. Die 14. Etage des Conti Hochhauses verwandelte sich allmählich von einer studentischen Arbeitsfläche in unseren Veranstaltungsort. Stühle wurden verteilt, Beleuchtung, Bühne und Büchertisch aufgebaut. Übersetzerin sowie Filmteam trafen ein. Bald füllten die ersten Gäste zügig den Raum, und dann ging es auch schon los. Ein spannender Abend verging, und damit gab nicht nur das Frühjahrsprogramm sein Debüt, auch ich gab mein eigenes. Doch der erste Abend sollte lange der letzte bleiben. Bereits zwei Tage später hatte Corona uns erreicht: Das Staatstheater verkündete, dass der Spielbetrieb eingestellt sei; nur wenige Tage später wurden die Schulen und Kitas geschlossen. Keine Woche später folgte die landesweite Kontaktsperrre. Mit jeder neuen Verordnung oder Information trifft man sich immer wieder in der internen WhatsApp-Gruppe oder am Telefon. Ein latentes Gefühl von Panik macht sich breit, die Fragen nach Notfallplänen für den nächsten Abend oder Alternativen nehmen zu. Die ersten vierzehn Tage werden noch als beinahe willkommene ›Zwangspause‹ wahrgenommen; Jeder solle erstmal schön zu Hause

bleiben, mehr als abwarten könne man ohnehin gerade nicht. Zwei Wochen Ruhe tun vielleicht auch mal ganz gut. Parallel trudeln auch im Email-Postfach immer mehr Nachrichten über abgesagte Lesereisen und andere Veranstaltungen ein. Wir sagen das Programm für den April ab. Unser virtuelles Postfach – jede(r) hat von zu Hause aus Zugriff, alle lesen mit – wird für uns als Team ein zentraler Dreh- und Angelpunkt und eine Art virtuelles Ersatzbüro. Überhaupt, man solle ohnehin zu Hause bleiben, was soll man schon im Büro? Zwischen leergefegten Straßen, blendendem Frühlingswetter und kahlen Supermarktregalen geht der März allmählich dahin. Was vor wenigen Wochen für mich so vielversprechend angefangen hatte, fand ein ziemlich abruptes Ende. Wie soll es nun weiter gehen?

Eine erste Video-Krisensitzung wird einberufen. Man macht sich mit der neuen Technik vertraut, aktiviert den inneren Nerd, um sich neben fünf anderen kleinen Kacheln auf dem Bildschirm wiederzufinden. Na ja, eigentlich sind es nur vier. Bei einem Kollegen streikt die Technik, aber bitte, dann nehmen wir eben das gute alte Festnetztelefon hinzu. Schön, die Kolleg:innen mal wieder live und in Farbe zu sehen, aber irgendwie auch alles komisch. Man tauscht sich aus, lacht, beratschlagt und dreht vielleicht auch etwas durch. Letztendlich wird



ein Schlachtplan gefasst: abwarten und auf Änderungen reagieren. Irgendwie changieren wir zwischen wöchentlichen Online-Treffen und regelmäßigen Programmabsagen. Letzteres ist frustrierend, aber unvermeidbar. Wo sonst eine Abendmoderation für Gäste geschrieben wurde, moderieren wir uns nun selbst in Echtzeit. Verrückt, was plötzlich für eine andere Disziplin entsteht. Die neuen Herausforderungen, die Corona so mit sich bringt, lassen aber auch Aktionismus aufkommen. Was für Abende sollen oder können nachgeholt werden? Bis wann wird was abgesagt? Was ist mit Online-Lesungen? All diese und noch viel mehr Fragen werden in den Raum gestellt, teilweise beantwortet; immer wieder entstehen neue Fahrpläne, wie wir mit der Situation umgehen. Mittlerweile geht man etappenweise und alternierend ins Büro, um analogen Papierkram zu erledigen. Verschobene Zettel, geöffnete Post oder ein aufgeschlagener Ordner verraten, dass die Kollegin vor mir hier war. Wir hinterlassen jedes Mal kleine Spuren, die wir später per Chat, Mail oder Videokonferenz wieder besprechen oder nacharbeiten müssen. Nicht nur das Aneinander vorbei-Arbeiten verdeutlicht die Skurrilität der Situation. Selbst der Conti-Campus, der normalerweise zu Semesterbeginn immer voller Menschen ist, verbreitet gähnende Leere. Draußen wie drinnen begegnet man kaum Menschen, die einzige Konstante ist der Pförtner, den man

auf dem Weg ins Büro passiert. Die Gesamtsituation ist so absurd, dass man unser Büro beinahe für eine Schnittstelle zu einer parallelen Welt halten könnte. Niemand von uns ist richtig anwesend, noch sind wir vor Ort vollzählig. Alles ist pausiert, aber dann wieder doch nicht.

Die Arbeit wirkt nicht wirklich vollständig, und ich habe manchmal das Gefühl, meine Position ist es auch nicht. Ich höre zu, bin aufmerksam und biete meine Hilfe an, wo ich kann. Kleinkram kann ich meinen Kolleg:innen abnehmen, aber mein Handlungsspielraum ist limitiert – weil ich eben einiges schlichtweg noch nicht weiß oder manches erstmal selbst gemacht haben muss. Corona verhindert Erfahrung. Die Diskrepanz zwischen dem, was ich mir zu Beginn meines Volontariats vorgestellt habe und der Corona-Realität, wie sie sich derzeit darstellt, frustriert manchmal. Doch wer weiß, vielleicht beginnt in den nächsten Monaten so etwas wie mein Volontariat 2.0 – bis dahin bleibe ich bei dem Online-Corontariat. Außerdem habe ich trotz Frust und den erschwerten Arbeitsbedingungen das Privileg, mich gut aufgehoben zu fühlen. Ich werde gehört, meine Meinung ist stets gefragt, und die Kolleg:innen geben mir zu keiner Zeit das Gefühl, erst seit etwas mehr als drei Monaten dazu zu gehören. Im Gegenteil, die Gruppendynamik lässt mich den Zeitpunkt eigentlich kaum erwarten, an dem der »normale« Salon-Alltag endlich wieder los geht. Falls es so etwas überhaupt gibt.



Greta Hauptmann (29) hat nicht nur irgendwann mal Buchhändlerin gelernt, sondern auch sechs Jahre in diesem Beruf verbracht. Das Abitur auf dem zweiten Bildungsweg nachgeholt, studiert sie derzeit im letzten Semester den Master Neuere Deutsche Literaturwissenschaft. Seit März 2020 ist sie als Volontärin das neue Mitglied des Literarischen Salons. Fernab von Literatur hat sie ein Händchen für Pflanzen und bezeichnet sich oft selbst als crazy plant Lady.



»Es ist eine Mischung aus Verschieben und Absagen. Vieles wandert jetzt in die dritte Spielzeit«: Dem Literarischen Salon geht es genauso wie dem Schauspielhaus. Zu den Abenden, die wir absagen mussten, gehörte die Veranstaltung mit Intendantin Sonja Anders sowie mit Opernhaus-Intendantin Laura Berman, die am 6. April bei uns unter der Moderation der Neue-Presse-Redakteure Stefan Gohlisch und Henning Queren hätte stattfinden sollen. Der Abend wandert hoffentlich in unsere nächste Spielzeit.

Stefan Gohlisch hatte für die Neue Presse im März und April Interviews mit Sonja Anders zur Corona-Situation geführt, die wir uns für COR supersynergetisch unter den Nagel gerissen haben – immerhin kommen auf diese Weise wenigstens zwei der vier Gäste, die den Abend bestritten hätten, bei uns wie geplant noch vor der Sommerpause zu Wort. Am 20. 5., dem Erscheinungstag von COR, hatte Gohlisch Sonja Anders für ein drittes Gespräch erneut am Telefon. Damit wir aus $2 \times 2 = 4$ machen können, haben wir ihn gebeten, exklusiv für unsere zweite COR-Ausgabe im Juni noch ein viertes Interview mit Anders zu führen. Diese beiden Interviews lesen Sie Ende Juni. Ganz herzlichen Dank an Stefan Gohlisch und Sonja Anders für die Corona-Soforthilfe.

DAS CORONAVIRUS-UPDATE MIT SCHAUSPIELINTENDANTIN SONJA ANDERS

Vier Interviews von Stefan Gohlisch / I+II

Stefan Gohlisch: Wie sieht es momentan aus bei Ihnen?

Sonja Anders: Ich habe wahnsinnig viel zu tun und dabei wenig von dem, was ich eigentlich im Alltag tue. Der Probenbetrieb ist komplett eingestellt; das haben wir schon früh entschieden. Wir haben einen Krisenstab gegründet, der regelmäßig tagt.

Alle, die nicht da sein müssen, habe ich nach Hause geschickt. Wir kommunizieren über Skype. Das [Theater](#) ist total verwaist.

Wie verkraften das die Schauspieler?

Sie drehen schon ein bisschen am Rad. Sie signalisieren, dass sie unter der Situation leiden,

dass sie spielen wollen. So entstehen die unterschiedlichsten Formate, kleine Filme für unsere Online-Reihe [#wiees-gewesenwäre](#). Man merkt, die Leute sind viel mehr online, und sie sind dankbar.

Wie planen Sie derzeit?

Mit verschiedenen Szenarien. Unsere Disponentin plant di-



»Ich möchte wirklich kein Corona-Stück auf die Beine stellen.«
Interview I, 25. März

verse Möglichkeiten durch: Wir beginnen dann und dann wieder zu proben; wir beginnen dann und dann wieder zu spielen ... Unsere Schauspieler sind ja alle da – aber die Gäste und Produktionsteams von außerhalb eben nicht automatisch. Das muss alles ständig neu kommuniziert werden. Aber das geht, denke ich, im Moment allen so: dass man morgens etwas beschließt und abends, wenn die Nachrichten kommen, wieder auf einem ganz anderen Stand ist.

Wie sieht das finanziell aus? Ihre Schauspieler bekommen ja feste Gehälter.

Wobei wir Kurzarbeitergelder beantragen werden. Wir ge-

hen jeden einzelnen Posten durch, fragen uns: Wo müssen wir soziale Maßnahmen starten? All die Menschen bei uns, die wenig verdienen, wie die jüngeren Schauspielerinnen und Schauspieler und die Assistentinnen und Assistenten, dürfen keine finanziellen Einbußen haben, weil es sonst prekär wird. Die Krise wird wirtschaftliche Folgen haben, für fast alle.

Die Fördergelder fließen weiter?

Davon gehen wir aus. Die Einnahmen fallen halt aus.

Die Staatstheater bringen elf bis 22 Prozent ihres Etats durch ihre Einnahmen auf,

hat gerade der Bühnenvereinspräsident Ulrich Khuon betont. Wie viel ist es in Hannover?

Wir bewegen uns in Hannover auch in diesem Bereich. Aber wir sind nicht nur auf Seiten der Kartenverkäufe betroffen. Es geht auch um Gastspiel-Planungen. Wir sollten zum Beispiel mit *Orlando* ans Deutsche Theater Berlin gehen. Wir sind in Planungen, bei den Ruhrfestspielen *Der zerbrochne Krug* herauszubringen. Solche Kooperationen sind für uns finanziell sehr wichtig. All das fällt jetzt weg. Und noch schlimmer ist, dass die langfristige Planung beeinträchtigt wird, dass wir eventuell Produktionen, die

wir angefangen haben, wie *Dance Nation* und *Der zerbrochne Krug* u. a., gar nicht herausbringen können und spätere gar nicht mehr anfangen können. Es geht den Künstlern wirklich schlecht mit der Ungewissheit. Der Mensch ist ein produktives Wesen, ob er nun Brötchen backt oder Theater spielt. Und wir im Theater sind besonders betroffen, weil wir unsere Hauptarbeit nicht einfach ins Netz verlegen können.

Eine Prognose bitte: Wie wird diese Zäsur die Menschen verändern?

Im besten Fall besinnen sich die Menschen neu darauf, was Gemeinsamkeit heißt. Ein Thema, das mich beschäftigt, ist, wie unser Wirtschaftssystem uns in die Vereinzelung ge-

trieben hat. Und nun merken wir, dass es doch eine Gemeinschaft gibt, die wir suchen und die etwas gemeinsam schaffen kann. Ich hoffe auf ein Ende der Spaltung. Ich hoffe darauf, dass die Menschen merken, dass wir in einer Welt leben – und ich fände es tragisch, wenn wir jetzt die humanitären Hilfen aussetzen müssen.

Wird all das einmal ein Thema fürs Theater sein?

Das war es schon immer. Das Theater ist über 2000 Jahre alt und hat schon einige Krisen erlebt. Darum gibt es all die Stücke, die das verarbeiten. Aber ich möchte wirklich kein Corona-Stück auf die Beine stellen.

Sonja Anders, geboren 1965, studierte Germanistik in Hamburg. Sie arbeitete am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg und am Staatstheater Stuttgart; sie war Chefdramaturgin am Thalia Theater und, bis 2018, am Deutschen Theater Berlin. Seit der Spielzeit 2019/20 ist Sonja Anders Intendantin des Schauspiel Hannover.



In Sachen Kulturveranstaltungen in der Coronakrise ist, so scheint es, alles gesagt und wenig geklärt. Wie nehmen Sie das wahr?

Im Grunde beschäftige ich mich seit vier Wochen damit, wann und wie es weitergeht. Björn Thümler, Niedersachsens Minister für Wissenschaft und Kultur, hat gesagt, dass Großveranstaltungen bis auf weiteres nicht möglich sind. Wir müssen jetzt kreativ werden und Räume finden. In Supermärkten funktioniert es ja auch.

Es geht um ganz grundsätzliche Dinge: Wie organisiert man den Einlass und Auslass? Was ist, wenn zwischendurch mal jemand raus muss?

Ganz genau. Ich bin erst einmal gespannt, wie die Lage sich über den Sommer entwickelt. Es kann ja auch sein, dass die Infektionsrate wundersamerweise so weit zurück geht, dass wir uns gar nicht mehr so viele Sorgen darum machen müssen. Wie gesagt: Wir müssen kreativ sein. Und

ich merke, mehr noch als vor wenigen Wochen, wie die Künstlerinnen und Künstler mit den Hufen scharren und förmlich ums Haus streichen. Die wollen spielen; die wollen was tun. Sie bieten zum Beispiel Ideen für Freiluft-Veranstaltungen an ...

»Für irgendetwas muss diese Zeit ja gut sein.«
Interview II, 20. April

Kreativität sucht sich seinen Raum. Man findet im Moment viele Argumente für ein bedingungsloses Grundeinkommen, weil man sieht, wie produktiv die Menschen jetzt im Stillstand werden.

Ich bin ohnehin ein großer Freund des bedingungslosen Grundeinkommens. Ich habe

neulich ein Interview mit einer Glücksforscherin gelesen – ich komme jetzt, wo ich die Abende frei habe, endlich mal wieder dazu, solche Sachen zu lesen – die sagt, dass der Beschleunigungs-, Vergleichs- und Konkurrenzdruck jetzt reduziert ist und damit auch die Forderung »Du musst glücklich sein«, so dass die Menschen im Moment vielleicht ein Stück glücklicher sind. Und gleichzeitig quält es natürlich viele Menschen, nicht nur aufgrund finanzieller Probleme.

Blicken wir mal auf den Spielplan: Es sind schon einige Premieren ausgefallen, darunter *Der Mordfall Halit Yozgat*, der als Kooperation mit der Oper den Schulterchluss zwischen den Sparten noch einmal deutlich dokumentiert hätte ...

Ein Ausfall ist gerade bei dieser Produktion schlimm. Der Regisseur, Ben Frost, lebt in Island. Die Frage ist: Kann man jetzt proben? Und wenn ja, in welcher Form? Wir gehen nicht davon aus, dass man in absehbarer Zeit in Kollektiven und mit Berüh-

rungen proben kann. Wir hoffen aber, dass wir es in der nächsten Spielzeit zeigen können, obwohl es kompliziert ist: mit Sängern, einem Orchester, das immerhin klein ist, so dass man es weit setzen könnte. Aber dafür müssen wir erst einmal spielen und proben dürfen.

Und wie gehen Sie sonst vor?

Es ist eine Mischung aus Verschieben und Absagen. Ich gucke vor allem, dass wir die Künstlerinnen und Künstler nicht schädigen. Vieles wandert jetzt in die dritte Spielzeit. Die ändert sich massiv, viel mehr als die zweite, deren Programm wir weitestgehend halten wollen.

Wie sieht es mit *Der zerbrochne Krug* aus? Es war geplant als Koproduktion mit den Ruhrfestspielen, die vorerst abgesagt sind.

Am *Krug* wollen wir unbedingt festhalten. Das liegt an der Regisseurin Lisa Niele-

bock, mit der wir gerne zusammenarbeiten wollen, und am Stück selbst, das einerseits wirklich witzig ist, andererseits ein Stück der Stunde, weil es eine Geschichte von Lügen erzählt, von Ängsten, Autoritäten und Machtmissbrauch. Wir hoffen, dass wir es so proben können, dass wir es im September oder Oktober herausbringen werden.

Es sind doch eigentlich ideale Zeiten für Ihr geplantes Sommerhoftheater *Was ihr wollt*?

Ich glaube nicht wirklich an so große Inszenierungen, auch wenn sie unter freiem Himmel stattfinden. Vor dem Sommer werden wir sicher nicht mehr richtig spielen können. Tatsächlich denken wir aber über den Hof nach, über improvisierte, kleine Formate, bei denen wir – sagen wir – maximal 99 Leute im Hof platzieren. *Was ihr wollt* verlegen wir in die nächste Spielzeit.

Sehr aktiv ist Ihr Haus im Internet, mit Streams von In-

senierungen und etlichen kleineren Formaten. Wie geht es Ihnen damit?

Das macht tatsächlich Spaß. Es entstehen tolle Podcasts und Videos. Und wir haben ein digitales [Magazin](#) in der Mache, für das unterschiedliche Menschen Texte schreiben, gar nicht unbedingt zu Corona, sondern zu anderen, sehr wichtigen Themen.

Wird es eine Theaterpause geben?

Ja. Ich glaube, wir brauchen dann auch mal eine Zeit, in der wir uns wegdenken von all diesem Chaos. Ich versuche auch, die Ruhe zu bewahren und nicht in einen Mega-Aktionismus auszubrechen. Für irgendetwas muss diese Zeit ja gut sein.

Die Beiträge sind am 25. 3. bzw. am 20. 4. in der Neuen Presse erschienen. Wir bringen Sie hier in leicht gekürzter und gestraffter Form und danken der Neuen Presse ganz herzlich für die Abdruckgenehmigung.

Stefan Gohlisch, Jahrgang 1968, studierte Germanistik, Philosophie und Soziologie an der Leibniz Universität. Er ist Kulturredakteur und Theaterkritiker der Neuen Presse.



Ich weiß, was Sie zuletzt getan haben und wieder tun werden. Wenn Sie es nicht schon vor Corona getan haben, haben Sie spätestens in den letzten Wochen damit begonnen. Huskies mit Babies. Katzen. Greatest Fails. Irgendwelche Musikvideos. Trash. An das meiste erinnern Sie sich kaum noch. Täglich, wöchentlich, whatever, aber Sie haben es getan und sich in der Mediathek der Welt verloren. Mal klicken. Nochn Link. Ich bin keine Ausnahme. You don't wanna know. Und ich will Ihnen nichts unterstellen: Weil es auf YouTube alles gibt, gibt es auch Gutes. Hier sind drei Videos, auf die ich beim Medienmäandrieren gestoßen bin und die ich besten Gewissens empfehlen kann – genug Serientipps haben Sie sicher schon bekommen –, weil sie Zeitgewinn sind und kein Zeitvertreib. Sie sind außerdem alle auf Englisch, aber es gibt Untertitel. Sie schaffen das schon.

TUBETESTER

VON Joachim Otte

1 »Forget the math!«

Lange Zeit dachte ich, Goldwürde (wie auch Silber etc.) aus der Erde kommen und in ihr wachsen. Irgendwann erfuhr ich, dass es sich, wie bei uns selbst, um Sternenstaub handelt. Auf YouTube bekam ich's neulich präziser: Gold ist das Produkt der Kollision zweier Neutronensterne. Im selben Video hörte ich exotische, aber auch erotische Fragen wie: »Is there really space-time or are we just using un-

cessary language, because it's elegant and we like it and it's beautiful?« Die beiden Diskutanten einigten sich darauf,

Astrophysicist Explains Gravity in 5 Levels of Difficulty | WIRED

dass es Raumzeit zwar wirklich gäbe, dass die Sache aber – betrachtet man, was ihr zugrundeliegen müsse – erst richtig crazy würde. Ich war

auf das interessante YouTube-Format »5 Levels« des Magazins *Wired* gestoßen. Motto: »An expert explains a complex subject in five levels of complexity.«

Die anbetungswürdige Astrophysikerin Janna Levin erklärt einem achtjährigen Mädchen, einer Jugendlichen, einer Studentin und einem Doktoranden die Schwerkraft. Ihrem letzten Gesprächspartner erklärt sie dann zwar auch was,



Janna Levin und Matthew Kleban – im Expertenmodus.

kriegt von ihm, dem schicken, jedoch nerdig-kneifügigen Direktor des Center for Cosmology and Particle Physics der Universität New York, aber mindestens genauso viel erklärt. Nummer 5 lebt unmerklich auf während des Gesprächs; Levin lächelt einnehmend, als er die Quantenphysik erwähnt; »Blickwispern« (Walter Benjamin) auf Augenhöhe zwischen zwei Superhirnen – liegt dem kryptisch-smoothen Gravity Talk gar etwas Tieferes zugrunde, das crazy werden könnte?

Natürlich kann ich diesem letzten Abschnitt nicht im mindesten folgen. Macht nichts. Es kann toll sein, ein Expertengespräch nicht zu verstehen, solange das Gespräch an sich auch irgendwie toll ist. Und sei es nur wegen der Banalität, etwas kennengelernt zu haben,

was lesser people wie ich wohl nie lernen können. Es geht um letzte Dinge. »Forget the math!« Ist unsere Welt ein Hologramm? Gibt es Schwerkraft wirklich? Er: »I mean, if you wanna say gravity is an illusion and it's all quantum, that's great, but then you fall down the stairs and bang your head.« Sie: »Yeah, you don't go to the doctor and say Heisenberg's uncertainty principle caused a series of fluctuations.« Na ja, man kann's ja mal probieren, mal seh'n, was passiert.

Doch es gibt ja auch die vier vorangehenden Abschnitte. Levin macht Einsteins »happiest thought« gut anschaulich. Gravitationswellen werden erklärt, die wir auch im Salon zum Thema machten, weil die Uni Hannover eine Rolle bei deren Entdeckung spielte. Levin nimmt sich Newton's Ap-

fel und fragt die (leider eher schlecht gecastete und statistenartige) Studentin, wie dessen Flugbahn aussähe, wenn sie ihn weit weg würfe. »Yeah, it would chase a curve. And the faster you throw it, the longer the arc. So the second step to think about curved space-time is to say: When things fall freely around a body like the earth, they trace curved paths, as though space itself was curved.« Denken Sie daran, wenn Sie das nächste Mal wieder einfach so irgendwelche Dinge in den Raum werfen.

Auf [Youtube](#) (gut untertitelt)

2

»Don't you ever be scared of counterpoint!«

Bleiben wir doch bei komplexen Dingen, die Kindern und Jugendlichen erklärt werden. Leonard Bernstein ist die Mutter aller Musikvermittler, zumindest der medialen. Die Reihe *Young People's Concerts* der New Yorker Philharmoniker gab es zwar schon seit 1914, aber erst unter Bernsteins Ägide als Chefdirigent des Orchesters, die 1958 begann, wurden sie wirklich populär. Das lag auch an diesem neuen Medium, »Fernsehen«. Die Konzerte, die sich in erster Linie an Kinder, Jugendliche und Familien richteten, wurden in 40 Ländern ausgestrahlt und prägten das Bild von Leonard Bernstein weltweit in ganz entscheidender Weise: Er war bekannt als Dirigent, Komponist, Pianist – und als Musikerklärer. Wie wichtig Bernstein die neue Idee der Musikvermittlung für ein Massenpublikum war, lässt sich daran ermessen, dass er sein Debüt als Chef der New Yorker zugleich dem ersten seiner insgesamt 53 *Young People's Concerts* widmete. »Ich glaube fast, dass ich auf diese mehr als 50 Sendungen stolzer bin als auf alles andere, was ich je unterrichtet habe«, sagte er rückblickend.

Die Folge, auf die ich gestoßen bin – *What is a melody?* von 1962 – steht im Zeichen deutschsprachiger Komponisten: Wagner, Beethoven, Hindemith, Mozart, Brahms. Schnell

Leonard Bernstein, *Young People Concerts* — *What is a Melody?*

wird klar, dass Bernstein seine Zuhörer:innen ernst nimmt; es gibt klare Sprache mit einfachen Metaphern, aber kein Von-oben-herab. Die Jugend fühlt sich angesprochen. Und Erwachsene ebenso. Bern-

stein erklärt, wie sich Melodie, Motiv und Thema unterscheiden und zueinander verhalten. Für mich war der Höhepunkt die konzise Kürzestillumination von Wagners wichtigstem Prinzip anhand des *Tristan*-Vorspiels: einer Musik-Sprache in nahezu buchstäblichem Sinn. »Wagner, by using this method of joining motives together and making phrases out of them, and then paragraphs out of the sentences, finally turns out a whole story, a prelude to *Tristan* that is a miracle of continuous melody without end, seemingly«.



© Library of Congress, Music Division

Mit Wagner geht es weiter zum Kontrapunkt (»Don't you ever be scared of counterpoint!«). Tatsächlich: Wenn Bernstein zunächst einzelne Musikgruppen spielen lässt, um dann das Ganze noch einmal tutti zu wiederholen, dann hört sich das auf einmal anders an, nach mehr, weil man jetzt weiß, wie und worauf man hören muss. Ok, der End-Brahms gerät vielleicht ein wenig lang.

Was diese knappe YouTube-Stunde mindestens genauso unterhaltsam macht wie das Hören ist: das Sehen. Damit meine ich nicht nur die beeindruckende Figur von Bernstein selbst, sondern die Figuren im Publikum, auf die die Kamera zwischendurch und glücklicherweise immer wieder hält. New York, 1962, schwarz-weiß. Die älteren Damen mit Hut. Herren wie aus der Serie *Mad Men*. Die be-

schleiften Mädchen, die zu rechtgemachten Jungs. Die Krawatten und die Brillen. Gelaugene Gesichter und offenmündige. Allerdings auch: Keine Schwarzen im Publikum. Und im Orchester keine Frau. Tja. Die Zeiten ändern sich. Bernsteins *Young People's Concerts* bleiben zeitlos.

Auf [Youtube](#) (gut untertitelt)

3

»By the way, this is the most fun I've ever had on a talk show.«

Der Schuster kehrt nach Einstein und Kontrapunkt zu seinen Leisten zurück und trifft dort auf die leichte Gesprächsmuse, die es im Salon ja auch mal geben kann und darf. Die *Graham Norton Show* soll in allererster Linie unterhalten; Tiefsinn ist höchstens Nebenprodukt. Das Ziel ist, prominente Gäste nebeneinander auf ein Sofa zu setzen und ihnen über das übliche Promipromogelaber hinaus extrem wohlwollend und freundlich zu seinen Gästen zu sein, ohne zu schleimen, sondern, im Gegenteil, aus dieser Haltung heraus passende Kommentare – lustig, pointiert, ironisch – zu platzieren, die

mindestens so schwer zu schaffen wie Tiefsinn. *Graham Norton* ist ein wirklich außergewöhnlicher Talkmaster. Er besitzt das rare Talent,

The Graham Norton Show, mit *Bill Murray,* *Matt Damon,* *Hugh Bonneville* und *Paloma Faith*

extrem wohlwollend und freundlich zu seinen Gästen zu sein, ohne zu schleimen, sondern, im Gegenteil, aus dieser Haltung heraus passende Kommentare – lustig, pointiert, ironisch – zu platzieren, die

die Energie des Spiels steigern und ihn noch freundlicher wirken lassen.

Das Spiel erfordert die unbedingte Bereitschaft und Fähigkeit des Moderators, sich selbst nicht allzu ernst zu nehmen, damit seine Gäste sich selbst auch nicht allzu ernst nehmen müssen. Es erfordert außerdem, wie jede gute improvisierte Live-Comedy, ein makellostes Timing. *Norton* besitzt diese Fähigkeiten wie kaum ein anderer. Er ist offen homosexuell und das, was der englischsprachige Raum *camp* nennt. Das ist ein schwer zu übersetzendes Wort, das viel-

leicht etwas extrovertiert Flamboyantes meint, aber eben nicht oder nicht notwendigerweise etwas Affektiertes oder gar ›Tuntenhaftes‹, wie es viele Übersetzungen behaupten. »Being gay is easy, it's harder to be camp«, sagte Norton mal. Susan Sontag hat einen ganzen Essay über ›Camp‹ geschrieben. Norton ist überhaupt nicht affektiert oder schrill; er ist auffällig, doch völlig uneitel. Sagen wir, er hat etwas zurückhaltend Überkandideltes – und genau das ermöglicht oft eine erstaunliche, selten erreichte Rückhaltlosigkeit im Studio.

Die wohl prachtvollste und lustigste Eskalation, die Norton je hervorbrachte, ereignete sich im Februar 2014, als die Schauspieler Matt Damon, Bill Murray und Hugh Bonneville (Lord Grantham in *Downton Abbey*) die Show besuchten, um ihren Film *The Monuments Men* zu promoten. Um den Film geht es kaum. Wichtiger sind ein Wollpulli, den

Bonneville mal trug; Geschichten darüber, wie George Clooney und Billy Murray während der Filmfestspiele in Venedig Leute im Rollstuhl in den Pool schubsen; oder die Tatsache, dass Matt Damon ständig mit Mark Wahlberg verwechselt wird. Wichtig ist, dass es nicht wirklich um etwas geht, sondern dass alle im Mahlstrom von Running Gag und *sillyness* an einen Punkt geraten, an dem sie selbst nicht mehr wissen, worüber sie eigentlich die ganze Zeit lachen. Am Ende kommt die ebenfalls *camp*-affine Sängerin und Schauspielerin Paloma Faith nach ihrem Auftritt aufs bzw. unters Sofa und wird gleichermaßen abrupt und gewissenlos vom Chaos assimiliert. Zwischendurch gesteht Damon geradezu verwundert: »By the way, this is the most fun I've ever had on a talk show.«

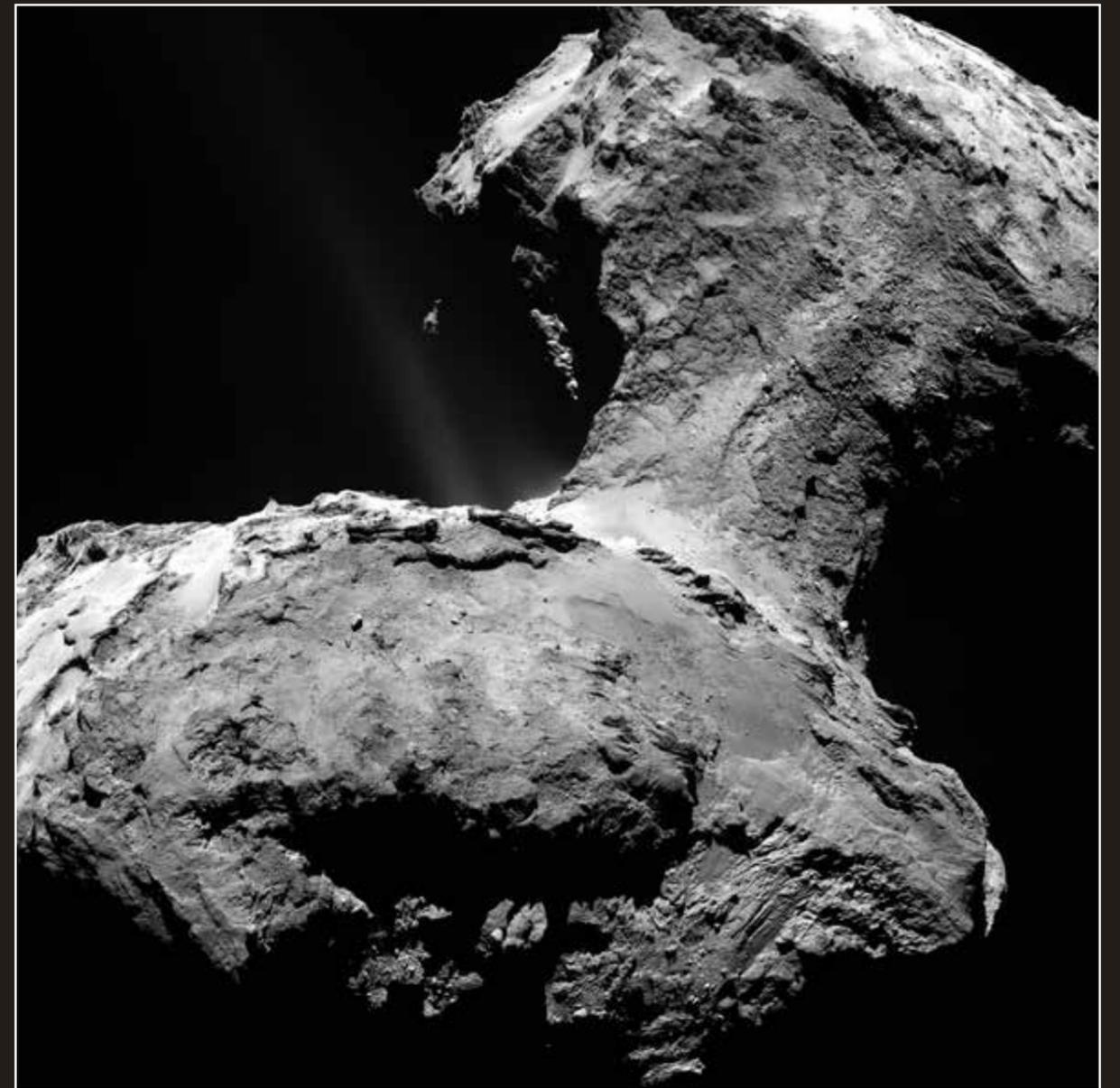
Man kann darüber spekulieren, ob die Gäste schon zu Beginn angetrunken waren. Während der 45 Minuten lee-

ren sie jedenfalls, auf verschiedene Art, mehr als ein Glas, in dem wahrscheinlich etwas Alkoholisches ist. Vielleicht waren andere weiche Drogen im Spiel, die gut zu Billy Murray passen, weil er ohnehin immer so schön grundabwesend wirkt. Irgendwann hat man das Gefühl, einer Kifferrunde beim Lachflash zuzuschauen. Letzten Endes spielt es keine Rolle. Alkohol tut der Kunst von Graham Norton keinen Abbruch, im Gegenteil. Es bleibt die lustigste Talk-Dreiviertelstunde, die ich je gesehen habe, und ich habe sie ein paarmal gesehen. Gut, *Wetten, dass ...* hatte immer die Sprachbarriere, und eine Halle ist etwas anderes als ein kleines Studio. Dennoch würde ich sagen: Graham Norton schafft, wovon Thomas Gottschalk nur geträumt hat.

Die Show auf YouTube in vier Links, weil die eine halbwegs brauchbare Untertitelung anbieten: [Teil 1](#) | [Teil 2](#) | [Teil 3](#) | [Teil 4](#)
Wer alles ohne Untertitel auf [einmal sehen will](#).



Joachim Otte, geboren 1972, hat Deutsch und Englisch an der Leibniz Universität Hannover und am King's College London studiert. Zwischendurch war er Literaturkritiker, Geschäftsführer der Academy of Architectural Culture (aac) in Hamburg, Agenturtexter sowie Verlagslektor und -redakteur. Er wurde kurz nach Gründung des Literarischen Salons Teil der Programmleitung desselben, machte eine sechsjährige Pause, um seit 2014 wieder dabei zu sein, weil home is where the cor is.



FUCK DRUCK!

VON Insa Germerott

Was wir aus der Corona-Zeit für uns selbst mitnehmen sollten

Vor ein paar Tagen habe ich eine Freundin aus Bochum angerufen, sie hatte vor Kurzem ihre Bachelorarbeit abgegeben und war seitdem ratlos, was ihre gegenwärtige Lage angeht. Jobangebote wurden gesichtet, Bewerbungen verschickt. Nun sei sie in ihrer Wohnung und könne nichts mit sich anfangen: »Es klingt echt furchtbar, aber ich bin wirklich froh, dass es durch Corona gerade vielen meiner Freund*innen so geht, dass wir alle ein bisschen planlos zuhause sitzen. Da fühle ich mich nicht ganz so unproduktiv, wie ich mich sonst gefühlt hätte.« Ohne es zu wissen, hatte sie mir damit die Steilvorlage für diesen Artikel geliefert.

Denn: Warum zur Hölle denken wir Mittzwanziger (und wahrscheinlich auch so gut wie jede*r andere in diesem Land) ständig darüber nach, ob wir gerade möglichst produktiv sind? Ob wir das Optimum aus jeder Situation und aus uns selbst herausgeholt haben?

Und warum fühlen wir uns so unproduktiv und schlecht, wenn wir mal einen Tag lang Dinge tun, die wir nur für uns machen – einfach so, weil sie Spaß machen? Ist das dieser Leistungsdruck, von dem alle sprechen? Und warum, liebe Mitmenschen, setzt ihr euch dem auch in dieser Zeit noch aus?

Ich weiß, dass Leistungsdruck auch positive Auswirkungen haben kann, dass manche Leute sogar gut und gerne mit ihm leben oder ihn sogar brauchen, um Bestleistungen zu erbringen. Trotzdem ist Leistungsdruck, wenn wir ihn über das gesunde Maß hinaus auch ins Private ziehen, toxisch für unsere Selbst- und Fremdwahrnehmung, unsere Ansprüche, unsere Psyche. Gerade in der Corona-Zeit kommt privater Leistungsdruck auf: In den Sozialen Medien kann man den Leuten praktisch dabei zusehen, was sie heute wieder »Produktives« angestellt haben – und man selbst fühlt sich schon schlecht, wenn man nur den Sonnenuntergang verpasst hat, den

verschiedene Freund*innen beim jeweiligen abendlichen Spaziergang gepostet haben. Ich setze dem Ganzen folgendes entgegen: Fuck Leistungsdruck! Gerade jetzt haben wir ganz andere Probleme, als uns auch noch selbst unter Druck zu setzen.

Was man nämlich sonst noch so mit dieser Zeit anfangen kann, wenn man keine Lust hat, an der »Wer meistert Corona kreativer, sportlicher, schlanker, schöner«-Olympiade teilzunehmen: Man könnte zum Beispiel erstens damit aufhören, sich mit anderen Menschen zu vergleichen. Egal ob das Influencer*innen, Nachbar*innen, Freund*innen oder Familienangehörige sind. Ich finde es zum Beispiel super, dass Freund 1 jeden Tag Home Workouts macht, Freundin 2 das Laufen für sich entdeckt hat

und schon zehn Kilometer schafft, Freund 3 eine Ernährungsapp hat und sich jetzt viel gesünder ernährt und Freundin 4 einen Masterarbeitsmasterplan entwirft und damit vermutlich besser organisiert ist als ich in meinem gesamten Studium.

Es freut mich, dass sie alle Aktivitäten gefunden haben, die ihnen in dieser Zeit helfen. Der Unterschied hier zum selbstgemachten Druck auf Basis der Erwartungen anderer: Sie machen diese Dinge freiwillig – sie sind produktiv, weil es ihnen Spaß macht und nicht, weil es jemand von ihnen erwartet. Sie optimieren Dinge aus eigenem Antrieb, nicht fremdbestimmt durch in den Medien gepostete To-Do-Lists. Und genau deswegen muss ich dann aber nicht durchdrehen und auch versuchen,



© Insa Germerott



zehn Kilometer beim Joggen zu schaffen oder plötzlich superorganisiert an meine Masterarbeit heranzugehen, denn: Das bin einfach nicht ich, und es würde mir auch keinen Spaß machen. Und das ist okay!

Stattdessen sollte man sich fragen: Was macht mir eigentlich Spaß? Im Gegensatz zu dem, was andere Leute oder die Gesellschaft von mir erwarten? Wenn man dann etwas findet, was einem Spaß macht – man darf da auch gerne mal neue Dinge ausprobieren –, sollte man, siehe letzter Punkt, nur auf sich selbst achten. Platt gesagt: Ist doch egal, dass dieses Aquarell bei Pinterest aussah wie der perfekte Sonnenuntergang am Strand, während deins doch eher ein riesiger rosa-orangefarbener Fleck geworden ist. Du hattest Spaß und hast es probiert, Punkt. Für den perfekten Sonnenuntergang hat diese*r Künstler*in vermutlich auch mehrere Anläufe und einige Jahre Übung gebraucht. Alfred Behrens hat mal et-

was Schönes geschrieben: »Man muß vergessen, daß es so etwas wie Kunst gibt und einfach anfangen!« Kluger Mann, denn wenn das nie jemand getan hätte – einfach anfangen –, gäbe es heute vermutlich weder Kunst noch irgendetwas anderes.

Wer damit aufhört, sich mit anderen zu vergleichen, und es schafft, den Spaß an Aktivitäten im Vordergrund stehen zu lassen, kann sich an den nächsten Schritt wagen: mal etwas tun, von dem man nicht gedacht hätte, dass man es schafft. Für den einen ist es der (Halb-)Marathon; für die andere ist es, alleine eine Wand zu streichen; für mich war es eine 85 Kilometer lange Radtour. Und ich bin ehrlich: Wäre ich von meinem besten Freund die letzten zehn Kilometer nicht gepusht worden, hätte ich mich wahrscheinlich aufs nächstbeste Feld neben mein Fahrrad gelegt und gemammert. Aber wir haben es geschafft. Seit Tagen bin ich stolz wie ewig nicht. Solche Dinge

geben uns einen Endorphinkick und machen dementsprechend glücklich – gerade in Corona-Zeiten also der absolute Geheimtipp.

Wenn man nicht unbedingt der Typ Mensch ist, der Neues ausprobiert, kann man auch einfach etwas tun, das man schon viel zu lang nicht (mehr) gemacht hat. Dabei geht es mir nicht unbedingt darum, ein altes Hobby wieder aufzunehmen oder etwas Ähnliches. Es reicht schon, bei einem*r Freund*in anzurufen, mit dem*der man schon lange mal wieder sprechen wollte, es aber im Trubel des Alltags vergessen hatte. Endlich Pflanzen für den Balkon zu organisieren. Oder eine Stunde rauszugehen, ohne Hektik und ohne Musik auf den

Ohren, um bei einem Spaziergang durch die Nachbarschaft ganz neue Details im Vertrauten zu erkennen, die Geräusche und Gerüche wahrzunehmen, den Frühling so richtig zu genießen.

Darüber hinaus ist es auch durchaus okay, mal nichts zu machen. Nicht um sechs Uhr morgens aufzustehen. Keinen Sonnengruß ins Morgenrauen zu schicken. Danach kein Chia-Apfel-Porridge mit grünem Smoothie zu sich zu nehmen. Nichts zu machen kann sehr produktiv sein. Beim Auf-dem-Balkon-sitzen-und-

Fünfe-gerade-sein-lassen kann man schöne, wichtige Dinge lernen. Den perfekten Aperol-Spritz zu mixen, zum Beispiel. Ich muss sagen: Mit diesem Skill beeindrucke ich mich selbst (und meine Freund*innen) deutlich mehr als mit einem sauber ausgeführten Herabschauenden Hund.

Es ist also eine Frage der Perspektive: Wenn ich weiß, was mir Spaß macht, was mir guttut,

was ich mag, fällt es mir umso leichter, nicht mit anderen in eine Art Wettkampf zu treten. Was es wiederum erleichtert, sich nicht schlecht zu fühlen, wenn man »nur« etwas für sich selbst tut und nichts gesellschaftlich akzeptiertes »Produktives« und »Nützliches«.

Denn auch etwas für sich selbst zu tun, kann nützlich sein und uns auf neue Ideen bringen. Nicht alles, was Spaß macht, ist unproduktiv. Und für unseren Seelenfrieden ist es gut, mit sich selbst anzufangen und bei sich selbst zu bleiben, bevor man andere kritisiert, beneidet oder ihnen durch selbstgemachten Druck und stetigen Vergleich hinterhereifert.

Zurück zu meiner Bochumer Freundin. Am Ende des Telefonats sagte sie irritiert: »Ich war jahrelang immer beschäftigt. Bin von Theaterprojekt zu Theaterprojekt gerannt, hab ne-

»Man kann schöne, wichtige Dinge lernen. Den perfekten Aperol-Spritz zu mixen, zum Beispiel.«

benbei studiert, Praktika gemacht. Jetzt sitze ich hier, habe nichts zu tun und kann mich über nichts so richtig definieren. Ich weiß gar nicht, wer ich bin ohne das Theater. Was erzähle ich denn jetzt überhaupt anderen Leuten, was ich die ganze Zeit so mache?« Das hat mich sehr getroffen. Ich kenne sie seit der Schulzeit, weiß also ziemlich genau, was für ein Mensch sie ist – ob mit oder ohne Theater. Und es brach mir das Herz, dass sie das vergessen zu haben schien, weil sie permanent unter Strom stand. Ich sagte ihr: »Du bist doch nicht nur das Theater! Du bist Philosophie, Soziologie, Psychologie, du fragst dich so viele Dinge und findest spannende Antworten. Du setzt dich mit so vielen Themen auseinander, bist begeisterungsfähig, kannst dich für ungefähr alles interessieren, bist eine empathische Freundin. Du bist viel mehr. Das reicht doch!«

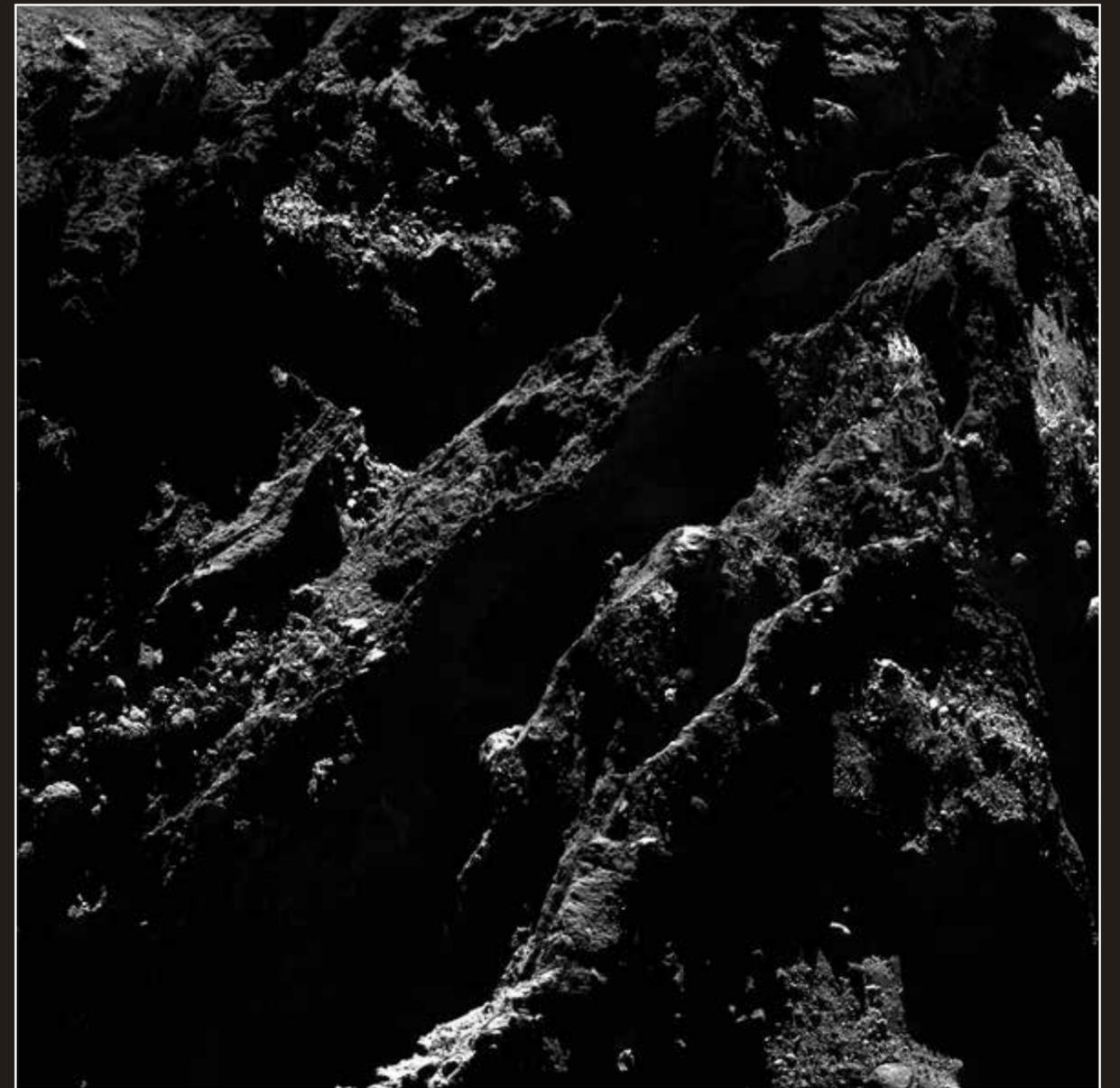
Hier mein eindeutig didaktisches Abschlussstatement: In dieser Zeit, in der sich scheinbar alles darum dreht, in der dieser Begriff omnipräsent zu sein scheint, sind wir doch trotzdem nicht nur: Corona. Wir sind so viel mehr.

Und es reicht doch aus, dass wir erstmal wir selbst und damit alle völlig verschieden sind – mit all unseren unterschiedlichen Vorstellungen und Zielen, die uns in dieser Zeit weiterhelfen. Und wer behauptet, wir müssten in der Corona-Zeit die »beste« Version unserer selbst werden und uns stressen, die Ziele der anderen zu erreichen, die wir für unsere eigenen halten, kann das ja gerne für sich selbst versuchen. Wir sitzen derweil auf dem Balkon und trinken zufrieden einen Aperol-Spritz.

PS: Es gibt aber auch Tage, an denen man es nicht schafft, seine eigenen Ratschläge zu befolgen. Bestes Beispiel bin ich, wie ich gerade um sechs Uhr morgens aufstehe, um diesen Text zu schreiben, damit er um elf bei meinem Kollegen Joachim auf dem Bildschirm landet. Und warum? Um den Erwartungen meiner Kolleg*innen und meinen eigenen Ansprüchen gerecht zu werden. Also: Wir sind eben alle nur Menschen, und paradoxerweise brauche auch ich manchmal den Druck – zumindest beim Arbeiten.

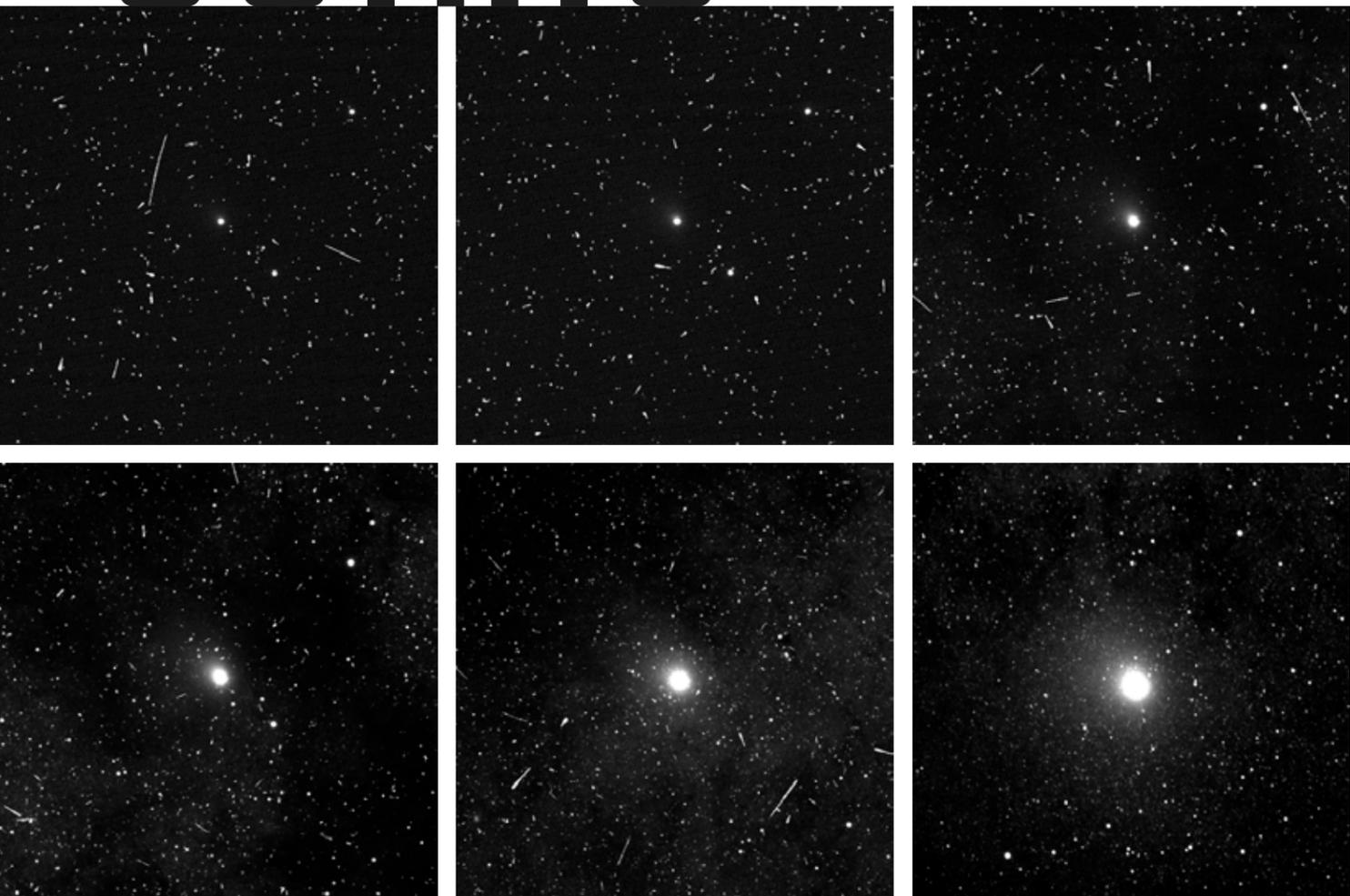


Insa Germerott (24) hat 2018 das Volontariat im Literarischen Salon gemacht und ist seit 2019 Teil der Programmleitung. Derzeit nimmt sie eine kleine Veranstaltungsauszeit, um höchst ambitioniert an ihrer Masterarbeit in Neuerer Deutscher Literaturwissenschaft zu schreiben. Wenn nicht gerade Corona ist, spricht sie am liebsten mit Debütautor*innen über deren Romane in WGs anderer Leute, diskutiert mit den Kolleg*innen im Büro übers neue Programm oder erstellt in der Mission Salon-Finzen seitenlange Excel-Listen.



OSIRIS

Die Augen
der Rosetta-Mission



OSIRIS heißt das Kamerasystem der Rosetta-Mission der ESA, das mitgeholfen hat, den Kometen »67P/Tschurjumow-Gerassimenko« zu erforschen. Es wurde unter der Leitung des Göttinger Max-Planck-Instituts für Sonnensystemforschung entwickelt und gebaut.

Am 18. Mai hätte im Salon die Veranstaltung mit den Physikern Cecilia Tubiana, Holger Sierks und Carsten Güttler – die maßgeblich an OSIRIS beteiligt waren – stattfinden sollen. Wir holen den Abend im Herbst-Winter-Programm nach. Und sind weiterhin neugierig und gespannt.

Die vielen Weltraum-Bilder, die Sie in diesem Magazin gesehen haben, sind alle mit OSIRIS entstanden.

Sie helfen uns, wenn Sie ein Fördermitglied werden oder steuerabzugsberechtigt spenden. Auf unserer Website steht unter der Rubrik [Förderkreis Literarischer Salon e.V.](#) alles, was Sie wissen wollen.



Matthias Vogel (52) ist als Künstler, Grafiker und Dozent tätig. Ein Studium der Philosophie und Germanistik hat ihn 1996 mit dem Literarischen Salon in Kontakt gebracht. Er konzipiert und moderiert seitdem im Salon Veranstaltungen unter anderem aus den Themenbereichen Design, Comic, Kulturgeschichte und Astronomie.

IMPRESSUM

COR ist das online Corona-Zwangspausen-Magazin des Literarischen Salon der Leibniz Universität Hannover. **COR** steht kostenfrei zum Download und darf nicht verkauft werden. Ausgabe eins erschien am 20. Mai 2020. Ausgabe zwei erscheint voraussichtlich Ende Juni 2020.

Anschrift und Kontakt:
Literarischer Salon
der Leibniz Universität Hannover
Königsworther Platz 1
30167 Hannover
E-Mail: info@literarischer-salon.de

COR und der Literarische Salon werden gemacht von:
Jens Meyer-Kovač, Mariel Reichard,
Joachim Otte, Insa Germerott, Matthias Vogel
Volontariat: Greta Hauptmann

Gestaltung: Matthias Vogel

Alle Rechte liegen bei den Autor:innen und Fotograf:innen

Wir bedanken uns bei unseren Förderern:



Philosophische
Fakultät



protokoll

7.

Mai

2020

Mod: MarieL

protokollant:

matthia5

PayPal: Abi ruft HEIDE an

Abi kümmert sich um FACEBOOK (Spenden nächste Woche, paypal geklärt ist und alles aus einem Guss ist)

MarieL: Insta

HAZ-Artikel: Allgemeiner UNMUT über Mariels Nichterwähnung. MarieL üblegt kritische Rücksprache - am besten mit Abi zusammen. Die beiden telefonieren und sprechen sich ab.

Magazin

Jenkins läuft

Gohlisch läuft in beiden Magazinen

Neues Interview in Ausgabe 2

Fotos bitte am Matthias liefern. Die dürfen gerne eine weitere Perspektive auf ~~das~~ das Thema des Artikels liefern.

Abgabe**TERMIN**
Mittwoch, 13. MAI

Alle Texte zuerst an Abi. Der korrigiert und lektoriert wenn nötig.

Texte bitte mit Überschrift, Unterzeile und ggf. auch mit (wissen wir jetzt alle) Zwischenüberschrift.

Namensfindung gestaslet sich noch schwierig. Ganz heiß ist: COR (lat. Herz). Dazu brauchen wir noch eine erläuternde Unterzeile.

IMPRESSUM mit allen Förderern.

Abi koordiniert mit Jens eine mögliche Anzeigenschaltung von THALIA

Vorschlag von Abi: Alte Salon-Stars nach Beiträgen fragen?